





Zwei Rektoratsreden

von

Dr. Karl Theodor Sapper
Professor der Geographie, Geh. Reg. Rat
z. Zt. Rektor der Universität Würzburg

Im Studienjahr 1928/29



Würzburg
Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G.
1929



Zwei Rektoratsreden

von

Dr. Karl Theodor Sapper
Professor der Geographie, Geh. Reg. Rat
z. Zt. Rektor der Universität Würzburg

Im Studienjahr 1928/29



Würzburg
Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G.
1929



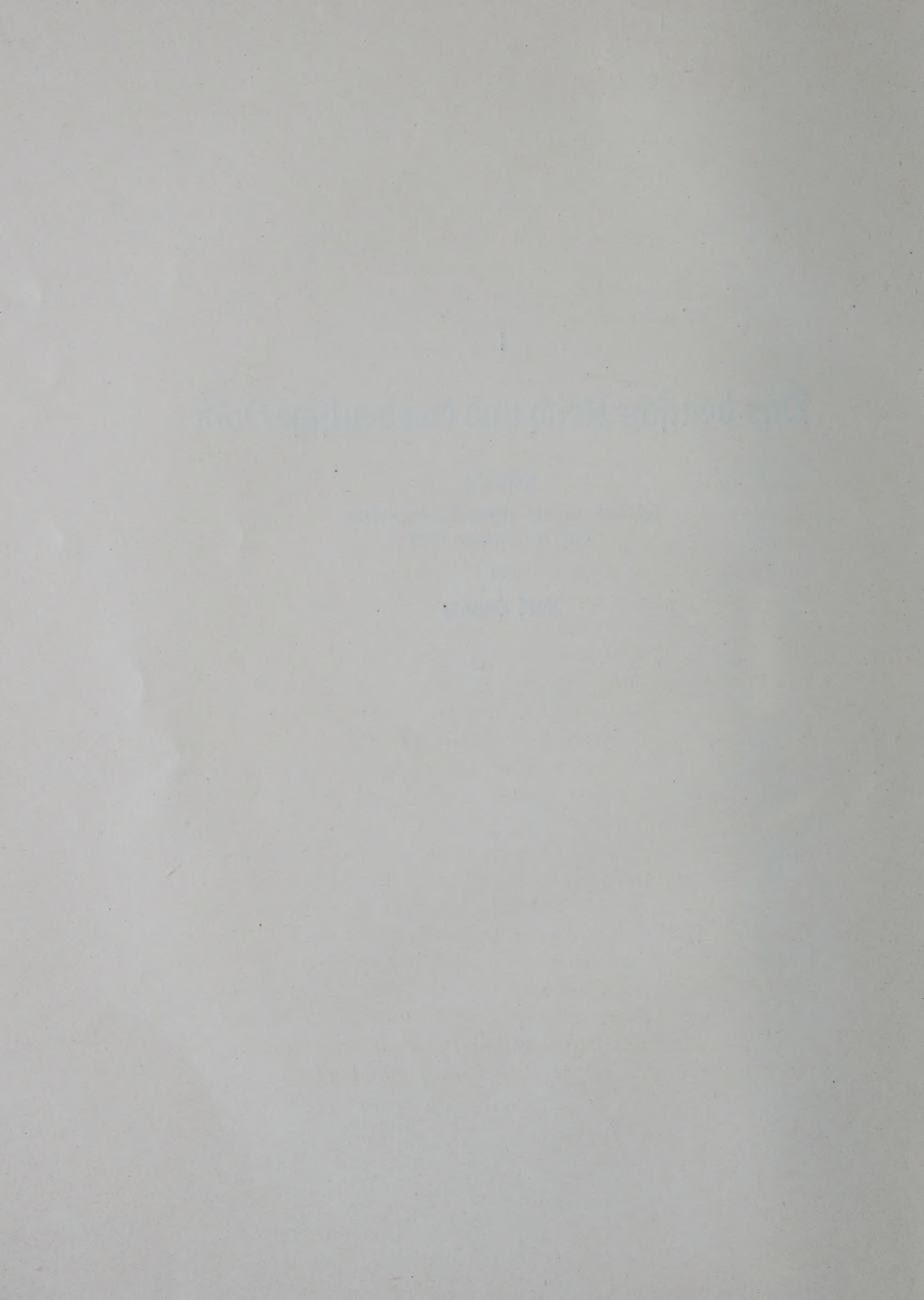
I.

Das deutsche Reich und das deutsche Volk

Festrede
gehalten an der Reichsgründungsfeier
den 18. Januar 1929

von

Karl Sapper



Hochansehnliche Festversammlung!

Unsere heutige Feier der Wiederkehr des Gründungstages unseres Reiches steht unter einem guten Zeichen, denn soeben ist der Universität zur Verherrlichung dieser Feier und zu dauerndem Besitz das wohlgetroffene Bild unseres allverehrten Reichspräsidenten von Hindenburg geschenkt worden. Das Gemälde wird ein neuer Schmuck unserer Aula sein. Dem gütigen Geber und Schöpfer des Bildes Herrn Kunstmaler Friedrich Karl Roth, einem geborenen Würzburger, sagt die Universität ihren wärmsten Dank für das hochherzige Geschenk. —

Am 18. Januar 1871 ist das neue deutsche Reich öffentlich proklamiert worden. Es war entstanden als ein Bündnis zwischen deutschen Fürsten und Freien Städten. Die einzelnen Gebietsteile waren in ihrer ganzen Ausdehnung dem Reiche eingegliedert worden, hatten aber im Innern ihre alten Einrichtungen und ihre Selbständigkeit bewahrt, so daß der Zusammenschluß verhältnismäßig leicht erfolgen konnte[1]). Zu dem räumlichen Besitzstand der vertragsschließenden Einzelstaaten trat das neugewonnene Reichsland Elsaß-Lothringen, womit die Gesamtausdehnung $^1/_{20}$ von Europa einnahm, während die Bevölkerung rund 41 Millionen Seelen, $^1/_7$ der Volkszahl Europas, ausmachte.

Trotz dieser erheblichen Einwohnerzahl barg das Gebiet doch nur etwa $^2/_3$ des deutschen Volkes innerhalb seiner Grenzen. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Gebietsteile besaß rein deutsche Bevölkerung. In Sachsen, Elsaß-Lothringen und Preußen waren aber auch fremdsprachige Volksteile vorhanden.

Das deutsche Reich nimmt den Raum von der nordischen Kalkalpenzone bis zur Nord- und Ostsee ein. Damit gliedert sich sein Gebiet in drei große natürliche Streifen, die Wilhelm Heinrich Riehl als das hochgebirgige Deutschland[2]), das mittelgebirgige Deutschland und das deutsche Tiefland bezeichnet hat. Jedes dieser Gebiete ist mit besonderen Eigenschaften und besonderen Erzeugungsmöglichkeiten bedacht. Daraus ergibt sich schon eine erhebliche Mannigfaltigkeit der Lebens-, Arbeits- und Verkehrsbedingungen der betreffenden Bevölkerungsteile, was wieder recht bedeutsame Verschiedenheiten ihrer gesamten Anschauungen mit sich bringt.

Zum hochgebirgigen Deutschland gehört außer den Alpen selbst auch das nördlich vorgelagerte Vorland: die schwäbisch-bayerische Hochebene, denn die Alpen haben — wie Penck[3]) sagt — ihre Fernwirkung in den die Oberflächenbeschaffenheit und Bodenart stark beeinflussenden Absätzen der ehemaligen diluvialen Gletscher und gegenwärtigen Flüsse, während die der Viehzucht günstigen erhöhten Niederschläge am Gebirgsfuß wiederum eine Folge der bedeutenden Erhebungen im Hintergrund sind. Die Alpen selbst sind in ihren höchsten Regionen land- und forstwirtschaftlich nicht mehr ausnutzbar und in tieferen Lagen ist häufig die Neigung des Geländes so stark, daß Ackerbau unmöglich, Viehzucht und Verkehr bereits erschwert sind.

Im mittelgebirgigen Deutschland ist solche Neigungsenergie nur selten in größerer Ausdehnung vorhanden. Die Rücken- und Schichtstufen dieser Zone wären an sich bei ihren oft sehr schwachen Böschungen dem Feldbau nicht ungünstig, allein die Bodenbeschaffenheit ist dort vielfach so dürftig, daß diese Flächen dem Wald vorbehalten bleiben müssen; in anderen Fällen ist das Klima schon so rauh, daß die Erträge des Ackerbaues bescheiden werden. Nur in den vergleichsweise wenig ausgedehnten tiefer gelegenen Becken und Ebenen wirkt sich der Einfluß der geringeren geographischen Breite klimatisch so günstig aus, daß der Ackerbau und stellenweise an den Berghängen auch der Weinbau in Blüte stehen.

Das norddeutsche Tiefland steht großenteils unter dem Einfluß der Fernwirkungen der benachbarten skandinavischen Halbinsel, insofern in der Diluvialzeit gewaltige Eisströme bis an den Rand der deutschen Mittelgebirge vorgedrungen sind und mit ihren Absätzen das in dieser Zone ehedem vorhandene Gebirge überdeckten. Wie der fruchtbare Geschiebelehm unmittelbar, der noch ergiebigere Löß mittelbar ein Geschenk der Eiszeit ist, so sind andererseits aber auch große Schuttmassen und unfruchtbare Sande, ferner neben prachtvollen Seen ausgedehnte Sümpfe und Moräste aus jener Zeit zurückgeblieben und benachteiligen nun Wirtschaft und Verkehr. Alluviale Absätze der größeren Ströme brachten mineralische Stoffe der Mittelgebirge mit sich, während das Meer nahe der Nordsee fetten Marschboden lieferte. Die weithin wenig geneigte oder ebene Ausgestaltung der Oberfläche begünstigt im norddeutschen Tiefland das Aufkommen großzügiger landwirtschaftlicher Betriebe, und wenn der Regenreichtum Nordwestdeutschlands der Viehzucht förderlich ist, so ist in den mehr landeinwärts gelegenen Teilen des norddeutschen Flachlandes der Regenfall spärlicher

und die Kontinentalität des Klimas stärker, so daß der Ackerbau eine große Entwicklung nehmen konnte. Dazu kommt, daß die geringe Meereshöhe in Verbindung mit den längeren Sommertagen für den Ackerbau den Nachteil der nördlicheren Lage gegenüber dem höher gelegenen Süddeutschland thermisch so ziemlich ausgleicht.

Wenn die Mannigfaltigkeit der Böden und der klimatischen Züge schon frühzeitig starke regionale Unterschiede in der Wirtschaft des jetzigen Reiches bewirkt haben, so hat anderen Ortes der Abbau von Bodenschätzen in bestimmten Gebieten viel zur fortschreitenden Industrialisierung unseres Landes beigetragen und damit manche Landschaften unter intensiver Umwandlung des Landschaftsbildes in wirtschaftlicher Hinsicht gegenüber anderen herausgehoben. Von ganz besonderer Bedeutung sind die Lager von Steinkohle und Eisenerz, seit neuester Zeit auch Braunkohle geworden, während auf landwirtschaftlicher Grundlage sich in anderen Teilen des Reiches die Zuckerindustrie aufbaute, indes die so wichtige Textilindustrie vielfach an den Orten früherer Woll- oder Leinenverarbeitung betrieben wird. In armen Gebirgsgegenden ist mancherlei Hausindustrie erhalten geblieben. Bei den großen Hafenstädten blühen Reederei und Schiffsbau, in kleinen Häfen und Stranddörfern Seefischerei. Aus der Mannigfaltigkeit der produktiven Beschäftigung[4]) ergibt sich naturgemäß auch eine große Mannigfaltigkeit von Lebensanschauungen und Gedankenrichtungen, die vielfach Interessenkonflikte hervorrufen, indem die Bewohner der einzelnen natürlichen Landschaften jeweils ihre Sonderbelange in den Vordergrund rücken.

Wohl ist der Verkehr, der sich seit der Reichsgründung gewaltig gehoben hat, ein vermittelndes Element in der Richtung der Ausgleichung landschaftlicher Sonderinteressen, aber immerhin bleibt ein erhebliches Maß von Gegensätzlichkeiten zwischen den Bewohnern verschiedenartiger Wirtschaftsgebiete erhalten.

Neben diese Gegensätze stellen sich aber weitere, die in der Stammeszugehörigkeit ihren Grund haben, denn jeder Stamm des deutschen Volkes hat bis zu einem gewissen Grade lange Zeiträume hindurch ein mehr oder weniger abgeschlossenes Sonderleben geführt und dabei Sitten angenommen, die nicht selten von denen der übrigen Volksstämme stark abweichen und darum deren Kritik herausfordern. Das hat aber vielfach zur Folge, daß die viel stärkeren und bedeutsameren übereinstimmenden Züge darüber übersehen werden und so die Einigkeit erschwert wird. Man braucht nur

lange Zeit im Ausland in einer deutschen Kolonie gelebt zu haben, die aus nord- und süddeutschen Elementen zusammengesetzt ist, um dann an sich selbst die Erfahrung zu machen, daß bald alle Stammeseigenbrödelei und aller Partikularismus schwindet und nur noch das Gemeinsame empfunden wird. Man fühlt sich eben in fremden Ländern bald nur mehr als Deutschen schlechthin und erkennt in jedem Landsmann, auch wenn er anderen Stammes ist, den Volksgenossen und Bruder. Möge die Zeit nicht ferne sein, in der auch in deutschen Landen nur mehr diese Auffassung gilt!

Zu den Stammesgegensätzen treten die geschichtlich gewordenen Interessenverschiedenheiten der Einzelländer. Wenn dank einer sorgfältig ausgearbeiteten Verfassung das kaiserliche Deutschland verhältnismäßig leicht die einzelnen Bundesstaaten zu gemeinsamem Handeln zusammenzuhalten vermochte, indem es ihnen allen Gleichberechtigung und Wahrung ihres inneren Sonderlebens gewährleistete, so fanden sich diese günstigen Vorbedingungen in dem neugewonnenen Reichsland nicht in gleichem Maße wieder, denn dies Gebiet war ja kein Bundesstaat, sondern erhielt zunächst nur ein bescheidenes Maß von Selbstverwaltung zugebilligt.

Wohl war mit Elsaß-Lothringen dem Reich uralter deutscher Volksboden wiedergewonnen worden; wohl stimmt das Gebiet physisch durchaus mit den anliegenden deutschen Landschaften überein und zeigt geradezu spiegelbildliche Ähnlichkeit mit der badischen Rheinebene, dem Schwarzwald und dem schwäbisch-fränkischen Stufenland. Wohl entspricht auch die Bevölkerung des Reichslandes der Stammeszugehörigkeit nach sehr gut derjenigen der benachbarten rechtsrheinischen Gebiete; auch waren alte Kulturbeziehungen engster Art zu den deutschen Nachbarstämmen vorhanden, der geistige Austausch nie unterbrochen gewesen, aber die Mentalität der Bewohner war doch rechts und links des Rheines durchaus verschieden und außerdem ganz anders in Lothringen als im Elsaß.

Wenn das Elsaß eine einheitliche natürliche Landschaft darstellt, so ist das bei Deutsch-Lothringen nicht der Fall, da dies Gebiet ohne sonderliche Berücksichtigung geographischer, ethnographischer und sprachlicher Tatsachen auf Grund vorwiegend politischer, militärischer und wirtschaftlicher Erwägungen aus dem größeren Ganzen des ehemaligen Herzogtums Lothringen herausgeschnitten worden ist.

Ungünstig für die Anbahnung eines engeren Anschlusses an die Bevölkerung Altdeutschlands war die lange Grenzlinie, die das Reichsland mit

Frankreich gemein hatte, weil dadurch trotz der Eindämmung des Verkehrs durch Paß- und Zollschwierigkeiten vermöge der sehr zahlreichen und festen Familienbeziehungen nach Frankreich hinüber doch die Widerstandskraft der reichsländischen Bevölkerung gegen französische Einflüsse stark herabgesetzt war.

Dazu kommt, daß geographische und geschichtliche Einwirkungen tiefgreifender Art die beiden Hauptgebiete des Reichslandes seit jeher auseinandergehalten haben. Die größte Bedeutung kommt dabei dem Gebirgswall der Vogesen zu. Hat er in vorgeschichtlicher Zeit schon die beiden keltischen Stämme der Mediomatriker im Nordwesten und der Sequaner in der Rheinebene geschieden, so bildete er nach dem Ende der Römerherrschaft vom 5. Jahrhundert ab die Grenze zwischen fränkischen und alemanischen Stämmen, seit 870 aber die Grenze zwischen dem Herzogtum Lothringen und dem Elsaß, welches mit seinen beiden Grafschaften Nordgau und Sundgau dem Herzogtum Schwaben zugeteilt worden war. Bei der Departementseinteilung, die in der französischen Revolution geschaffen wurde, diente das Gebirge in der Hauptsache wieder als Grenze zwischen den Departements Mosel einerseits, Ober- und Unterrhein andererseits, um 1871 wieder Lothringen vom Ober- und Unterelsaß zu scheiden.

Während Lothringen nach 870 unter seinen weltlichen und geistlichen Fürsten ein Bauernland blieb, stieg im Elsaß das Bürgertum zu großer Bedeutung auf: es wurde ein Städteland, wie Kornemann, Schulte, Wackernagel, Spahn, Stählin[5]) hervorheben. Zwischen 1000 und 1300 spielte das Elsaß im Gegensatz zu dem etwas zurückbleibenden Lothringen eine große Rolle auf politischem wie auf geistigem Gebiet. 1048 wird ein Elsässer als Leo IX. Papst, und in der Staufenzeit erreicht das nun in süddeutscher Art regierte Land seine höchste Blüte. Die Kaiserinsignien wurden in der Pfalz Hagenau aufbewahrt und gewaltige Bauten, wie das Straßburger Münster, erstanden. Nach dem Sturz der Staufen zerfiel das Elsaß in zahlreiche Territorien, unter denen im Oberelsaß die habsburgischen Gebiete dominierten. Aber als Habsburg den Schwerpunkt des Reiches nach dem Osten verlegte, zerfiel die politische Macht des Elsasses immer mehr. Während das Land in Wissenschaft und Kunst noch drei Jahrhunderte lang an der Spitze Deutschlands stand, zeigte die Bauernerhebung des Schlettstadter Bundschuhs 1494 bereits soziale Klüfte, und die bald darauf einsetzende Reformation brachte einen tiefgehenden Riß in die Einheit der Bevölkerung.

War schon 1515 die Stadt Mülhausen der Schweizer Eidgenossenschaft beigetreten, so stellte Moritz von Sachsen 1552 die Städte Metz, Toul und Verdun unter französischen Schutz. 1648 erhielt Frankreich die habsburgischen Besitzungen im Oberelsaß nebst den Bistümern Metz, Toul und Verdun, und 1681 zog Ludwig XIV. in Straßburg ein, womit praktisch das ganze Elsaß unter französische Gewalt kam, während Lothringen 1766 dasselbe Schicksal ereilte. Aber das Elsaß und Lothringen blieben zunächst außerhalb der politischen und Zollgrenzen Frankreichs; das ganze politische Gebietsmosaik des Elsasses blieb unverändert, auch die Besitztümer rechtsrheinischer Fürsten blieben diesen erhalten. Jedoch wird berichtet, daß die Elsässer schon damals diese Herren und ihre Beamten als Schmarotzer betrachteten. Die alten Verkehrsbeziehungen des Elsasses und Lothringens zu Deutschland, der Schweiz, Piemont und Holland dauerten im alten Stil fort.

Da kam die große französische Revolution, von vielen mit Begeisterung begrüßt. Mit ihr änderte sich mit einem Schlag die Lage für das Gebiet des späteren Reichslandes vollständig[6]).

Die Departementseinteilung des neuen französischen Staates schuf neue Verwaltungsgebiete und hob alle früheren Territorialgrenzen auf. All die vielen kleinen und größeren Herrschaften des Elsasses mit sämtlichen Privilegien der Herren, Geistlichen und Städter, der ganze alte Beamtenapparat mit seinen Amtsleuten, Steuereinnehmern, Soldaten, Schreibern und Lakaien wurde hinweggefegt, die französische Zollgrenze an den Rhein vorgeschoben, die Landwirtschaft verbessert und bereichert, die Zahl der Grundbesitzer durch Verteilung des Gemeindelandes und Verkauf von Kirchengütern vermehrt. Industrie, Kohlenbergbau und Rheinschiffahrt belebten sich, die eidgenössische Enklave Mülhausen schloß sich 1798 freiwillig (d. h. durch die Zollverhältnisse gezwungen!) an Frankreich an. Die Gesellschaft wurde demokratisiert, die ganze Bevölkerung durch die Reformen amalgamiert, die vordem lockeren Beziehungen zu Frankreich gefestigt. Die Untertanen zahlreicher enger Gebiete wurden nun Bürger eines großen Staates, der Horizont wurde größer, man hatte über wichtigere Interessen zu entscheiden und sah die Möglichkeit, im Innern des Staates einflußreiche Stellungen als Beamte und Militärs zu erringen. Der freie elsässische Bauer blickte nunmehr auf den leibeigen gebliebenen Standesgenossen überm Rhein herab. Bald verbanden auch gemeinsam geschlagene Schlachten Elsässer und Lothringer enger mit den Franzosen. Dazu kam, daß während der

Kontinantalsperre der Durchgangsverkehr sich gewaltig steigerte, so sehr, daß zeitenweise ein Drittel des französischen Handels durch Straßburg ging.

Der Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft führte leider nicht zur Rückgabe der deutschredenden Teile des Elsasses und Lothringens, wie die deutschen Patrioten gewünscht hatten, denn Rußland und England widersetzten sich diesem Plan. Wenn aber 1814 im ersten Pariser Frieden die französische Grenze von 1792 wiederhergestellt worden war, so mußte Frankreich im zweiten Pariser Frieden von 1815 wenigstens Landau und das Saargebiet abtreten: aber das Elsaß und Lothringen blieben leider französisch.

Die Rückkehr der Bourbonen bedeutete für das Gebiet einen Rückschlag, da wieder kirchlicher und politischer Druck sich geltend machte. Aber der Ausbau der Verkehrswege, häufige Beamten- und Militärlaufbahnen von Elsässern und Lothringern im französischen Binnenlande, zahlreiche Wechselheiraten und wirtschaftlich bedingte Übersiedlungen stärkten den Zusammenhang mit Frankreich immer mehr. Unter Louis Philipp begann der Versuch, dem Französischen in Schule und Kirche zum Siege zu verhelfen; unter Napoleon III. drang der in den höheren Kreisen der Bourgeoisie schon vorher stark verbreitete Gebrauch der französischen Sprache allmählich auch in die mittleren und unteren Kreise des Bürgerstandes ein. Immer stärker wurde die Familien-, Wirtschafts- und Verkehrsverflechtung, letztere durch Bahn- und Kanalbau stark gefördert, und wenn auch im Elsaß und in Deutschlothringen die Bauern und Arbeiter fast ausschließlich deutsch sprachen, so fühlte doch die Mehrzahl der maßgebenden Kreise — abgesehen von einer kleinen Schar unentwegt deutsch denkender Dichter und Gelehrten — bereits französisch. Auch die Tatsache, daß Kirche und Schule energischen Widerstand gegen die Einführung des Französischen leisteten, war keineswegs durch das politische Motiv des Strebens nach Wiedervereinigung mit Deutschland veranlaßt, sondern hatte nur sprachlichen und kulturlichen Hintergrund. Daß die höheren Stände dem deutschen Reiche großenteils feindselig gegenüberstanden, zeigte 1871 der Protest der 28 Abgeordneten des abgetretenen Gebietes vor der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux gegen die deutsche Annexion, sowie die große Zahl der Protestler im deutschen Reichstag während des 19. Jahrhunderts. Auch als diese allmählich verschwanden, war die Zahl der Elsaß-Lothringer mit ausgeprägtem deutschem Nationalgefühl verhältnismäßig gering, wozu die stark demokratische Gesinnung der Bevölkerung wesentlich beigetragen hat. Der Elsässer fühlt sich, gleichviel ob unter deutscher oder französischer Herrschaft, immer in

erster Linie als Elsässer und glaubt als Mittler zwischen der deutschen und französischen Kultur eine wichtige Rolle spielen zu können.

Politisch war um 1871 die Stimmung der reichsländischen Bevölkerung so ausgesprochen französisch, daß der Balte Julius von Eckard vor einer Einverleibung des Reichslandes warnte, da er schlimme Folgen voraussah, während die allermeisten Deutschen darin ein selbstverständliches deutsches Recht sahen. Von Eckard hat mit seiner Befürchtung leider Recht behalten; aber es ist kein Zweifel, daß das Unheil sich bei einer zielbewußten und auf angebotene Bündnismöglichkeiten eingehenden Politik des Reiches leicht hätte vermeiden lassen.

Die Grenze des neuerworbenen Gebietes war von Bismarck zunächst nur unter dem Gesichtspunkt der militärischen Sicherung gewählt worden. Lediglich in Lothringen schob er sie schließlich wegen der großen Minettelager weiter nach Westen vor, als er ursprünglich geplant hatte. Daß er dasselbe nicht auch in den Vogesen tat, erwies sich in der Folge als psychologischer Fehler[7]), da so Tausenden von französischen Schulen die Möglichkeit geboten wurde, Ausflüge auf dem Grenzkamm zu machen und angesichts des zu ihren Füßen liegenden herrlichen Gottesgartens des nach ihrer Meinung unerlösten Elsasses den Revanchegedanken in sich aufzunehmen und künftighin zu pflegen.

Die neue Grenze zerschnitt die in französischer Zeit entstandene wirtschaftliche Einheit der Textilindustrie beiderseits der Vogesen mit ihren Spinnereien auf deutschem, ihren Webereien auf französischem Boden, ihren Druckereien wieder auf deutscher Seite. Während die im Elsaß seßhaft bleibende Wirtschaft sich mühelos auf die neuen Verhältnisse einzustellen vermochte[8]), leiteten die entstehenden Schwierigkeiten des jenseits der Grenze befindlichen Teils dieser Industrie eine industrielle Auswanderung ein, in deren Folge oft Herren, Meister und Arbeiter zusammen nach Frankreich übersiedelten. Viele Elsässer und Lothringer wanderten dagegen aus, weil sie sich den neuen Verhältnissen nicht fügen wollten; wieder andere suchten drüben eine günstigere Laufbahn, denn in der Tat, hinsichtlich der Karrière war die Struktur des deutschen Reiches den Reichsländern ungünstig: Sie waren freilich wieder wie 80 Jahre vorher Bürger eines großen Landes geworden, aber dieses Land war kein Einheitsstaat wie Frankreich, sondern ein Bundesstaat, was zur Folge hatte, daß der elsässische Jurist oder Verwaltungsbeamte nun — abgesehen von den spärlichen Reichsstellen — auf die engen Grenzen seiner Heimat angewiesen

war, in der zudem die höchsten Posten fast ausschließlich Altdeutschen vorbehalten wurden.

Die Abwanderung aus dem Elsaß und dem deutsch gewordenen Teil von Lothringen nach Frankreich und Algerien nahm ungewöhnlich große Ausmaße an, da zu den oben genannten Gründen noch andere verschiedenster Art traten. Man hat berechnet, daß seit 1871 bis zum Weltkrieg rund ½ Million Seelen ausgewandert sind; das bedeutet etwa ¼ des gesamten Volks oder mit anderen Worten: das Volk von Elsaß-Lothringen war nunmehr in zwei Teile geteilt, deren einer im deutschen, der andere im französischen Gebiet wohnte. Wenn wir uns diese Tatsache vor Augen halten, so begreifen wir die außerordentlich hohe Zahl von Familien- und Wirtschaftsbeziehungen über die Grenze hinweg und verstehen auch, daß das Reich wirklich gute Gründe hatte, das Reichsland nicht zum vollberechtigten Bundesstaat zu machen, da von jenseits der Grenze sicherlich sehr viel in die innere Politik desselben hineingeredet worden wäre. Aber andererseits versteht man auch, daß die Elsaß-Lothringer sich im deutschen Verband als Bürger zweiter Klasse fühlten und sich darum nur schwer mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen vermochten.

Der Abwanderung stand eine erhebliche Einwanderung aus Altdeutschland gegenüber, die auf rund 400000 Seelen geschätzt wird. Aber die Neueinwanderer gingen nicht im Volke auf, wie einst die etwa 40000 politischen Flüchtlinge, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts ins Land gekommen waren, sondern sie blieben, trotz eines fast ½ Jahrhundert dauernden Zusammenlebens mit den Elsässern, ein fremdes Element im Volkskörper, da die elsässische Gesellschaft sich gegen die Zuzügler, vor allem die Beamten und Militärs, aber auch gegen die als lästige Wettbewerber empfundenen Fabrikanten, Handwerker und Kaufleute abschloß. Wenig sympathisch war den Elsässern und Lothringern vor allem das norddeutsche Element; aber diese Abneigung beruhte meist auf Gegenseitigkeit, während Süddeutsche, darunter auch ich, sich zumeist in den deutschsprechenden Teilen des Reichslandes sehr wohl fühlten.

Ich muß hier ausdrücklich sagen, „in den deutschsprechenden Teilen des Reichslandes", denn es waren doch ganz erhebliche Flächen französischen Sprachbodens vom Deutschen Reich mit einverleibt worden, wohnte doch im Bezirk Lothringen ¼ der dortigen Gesamtbevölkerung im geschlossenen französischen Sprachgebiet, was für die deutsche Verwaltung von vornherein das Übel der Zweisprachigkeit zur Folge hatte. Vom geographisch-

ethnographischen Standpunkt aus wäre es besser gewesen, wenn 1871 das Reichsgebiet an der Sprachgrenze Halt gemacht hätte, denn damit wäre vieles vereinfacht und auch unser Rechtsanspruch auf das Land dem Ausland viel einleuchtender geworden. Freilich gab es auch im Elsaß Sprachenfragen schwerwiegender Art, weil ein großer Teil der Bourgeoisie der Städte sowie kleine Gebietsstreifen französische Umgangssprache pflegten. Aber diese Schwierigkeiten bezogen sich vor allem auf die Schule: die männliche Jugend wurde in deutschen Lehranstalten deutsch und in deutschem Sinne unterrichtet, während die weibliche vielfach ihre Erziehung in Kloster- oder Privatschulen erhielt, und zwar in französischer Sprache und in französischem Geiste. Trotz dieses Mangels kann die erfreuliche Tatsache gebucht werden, daß ein Schulkonflikt schärferer Art, wie er etwa 1873 in den polnisch redenden Landesteilen Preußens eintrat, im Reichsland nie entstanden ist[9]).

Aber wenn einerseits die Anwesenheit französischer Bevölkerungselemente, verbunden mit einer bald nach Beginn des 20. Jahrhunderts kräftig einsetzenden politischen Propaganda seitens Frankreichs zu Unzuträglichkeiten führte, so erwies es sich andererseits auch als unvorteilhaft, daß im Reichsland zwei Volksstämme zusammengekoppelt wurden, die ihrer Art, ihrer geschichtlichen Vergangenheit und wirtschaftlichen Struktur nach durchaus verschieden waren, ja, sich in der Vergangenheit zeitenweise feindlich gegenübergestanden hatten. Man darf wohl Kornemann beipflichten, wenn er meint, daß es möglich gewesen wäre, Lothringen in norddeutscher Art als preußische Provinz zu regieren, während das Elsaß mit seiner alemannischen Bevölkerung unbedingt von süddeutschen Beamten unter allmählicher Heranziehung der Elsässer selbst hätte verwaltet werden sollen. Und wenn schon ein Reichsland bestehen sollte, so hätte wenigstens in der Wahl der Beamten das süddeutsche Element im Elsaß stark bevorzugt werden müssen. Der Kronprinz von Preußen hatte in dieser Hinsicht ein richtigeres Empfinden als Bismarck, indem er — freilich vergebens — als ersten Statthalter den früheren badischen Minister von Roggenbach vorschlug[10]). Es ist kein Zweifel, daß dieser als guter Kenner elsässischen Wesens und elsässischer Verhältnisse die Reichsländer viel eher mit den neuen Verhältnissen hätte befreunden können, als der wesensfremde Feldmarschall von Manteuffel, dessen Notabelnpolitik gänzlich Schiffbruch gelitten hat.

Ein neues Moment der Erschwerung der Wiedergewinnung der reichsländischen Volksseele für das deutsche Reich beruhte in der völlig unge-

nügenden Kenntnis der reichsländischen Verhältnisse in Altdeutschland bis in die allerhöchsten Kreise hinauf, denn aus dieser Unkenntnis folgte, daß man an ein freundliches Eingehen auf die Wünsche der Reichsländer meist gar nicht dachte. Wir sehen, Elsaß-Lothringen war im Bau des deutschen Reiches ein fremdartiger, in sich nicht einheitlicher Baustein, der drohte, zu einem Stein des Anstoßes zu werden. Freilich dachte niemand daran, daß der Besitzstand des Reiches einmal geschmälert werden könnte, und ohne Besorgnis erfuhr man, daß in den französischen Schulatlanten das Reichsland immer noch als französischer Besitz eingetragen war. Damit meldeten aber die Franzosen von langer Hand ihren Anspruch auf dies Gebiet an, was dem Hellsehenden die Einsicht hätte übermitteln können, daß vorzugsweise um dieses Stück Land dereinst das große Völkerringen entbrennen werde! Aber nur ganz klein war die Zahl derjenigen, welche die elsässische Frage in ihrer ganzen Bedeutung erkannten.

Der Glanz des Heeres und der im ganzen Land geliebten Flotte, sowie die riesige Entwicklung der Industrie und des Verkehrs blendeten die Augen der meisten Deutschen, und mangelnde Kenntnis des Auslandes in Verbindung mit ungenügender geographischer Bildung und mit dem Fehlen überseeischen Blickes erzeugten vielfach eine starke Überschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit und Unterschätzung der fremden Kräfte.

Anders stand es bei den Deutschen im Auslande. Wer die neuesten Nachrichten zunächst immer nur aus der Presse des betreffenden Wirtslandes bezog, der schaute manchmal sorgenvoll auf die Berichte aus der Heimat, die offenbar oft durch die Mißgunst fremder Redakteure ungünstig gefärbt waren und zeigten, daß man uns draußen nicht wohlwollte; andererseits begann man aber auch wohl die Leistungen anderer Nationen vorurteilslos mit denen der Heimat zu vergleichen und wurde gewahr, daß auch bei diesen Tüchtiges geschaffen wurde. Und wenn man sich ferner die kleine Fläche der Heimat mit ihrem immer schreiender werdenden Mißverhältnis zwischen Nährraum und wachsender Volkszahl vergegenwärtigte, so ergriff einen wohl schon ernste Sorge, wie sich die Zukunft gestalten dürfte, denn obgleich das Reich sich seit 1884 über See Kolonialgebiete und damit Vergrößerungen seiner Nähr- und Rohstofffläche, in geringem Maße auch seines Siedelungsbodens gesichert hatte, so war doch klar, daß auch dieser Zuwachs den Bedürfnissen der wachsenden Volkszahl auf die Dauer nicht genügen würde, sondern daß wir späterhin immer stärker auf Rohstoff- und Nahrungsmittelzufuhr aus dem Ausland angewiesen sein würden.

Und wer aus weiter Ferne die oft kleinlichen Parteikämpfe der Heimat vor sich sah, ohne große einheitliche nationale Ziele darin zu entdecken, der wurde auch wohl von dem gesamten Parteigetriebe der Heimat so abgeschreckt, daß er vollkommen parteilos wurde und auch nach der Rückkehr in die Heimat blieb. Wir sehen daraus, daß die Verhältnisse der Heimat sich den im Ausland befindlichen Deutschen nicht unwesentlich anders darstellten als dem Inlanddeutschen; aber einig waren beide in der treuen Liebe zum Vaterland, was sich ergreifend zeigte, als der große Krieg kam: das ganze deutsche Volk erhob sich, die heimische Erde zu verteidigen und viele Tausende von Auslandsdeutschen versuchten unter schwierigsten Umständen, zu gleichem Zweck die Heimat zu erreichen.

Auch von der reichsländischen Bevölkerung griff die weitaus überwiegende Mehrzahl in Treue zu den Waffen und stellte ihren Mann im Felde. Allein die jahrelang dauernden Lasten des Krieges mit ihren ständigen Einquartierungen und lästigen Verkehrsbeengungen zermürbten allmählich die reichsländische Bevölkerung so sehr, daß nach dem Zusammenbruch die einziehenden Franzosen von der Mehrzahl als Befreier begrüßt wurden, wenngleich andererseits auch manche Dörfer mit geschlossenen Läden die Franzosen durch ihre menschenleeren Straßen ziehen ließen.

Dem ersten Freudenrausch folgte im Elsaß Enttäuschung um Enttäuschung und jetzt haben wir das betrübende Bild eines schweren Kampfes der Elsässer um das Recht der Muttersprache und der eigenen auf Autonomie hinzielenden politischen Meinung — eines Kampfes, in dem wir wärmstens mit unseren abgetrennten Volksgenossen fühlen.

Von den vielen Gebietsverlusten, die dem deutschen Reich durch das Diktat von Versailles zugefügt wurden, ist der Verlust Elsaß-Lothringens der empfindlichste gewesen, nicht nur wirtschaftlich wegen der gewaltigen Eisenerzlager Lothringens und der beträchtlichen Vorräte an Kalisalzen und Erdöl im Elsaß, anderer Werte zu geschweigen, sondern vor allem auch völkisch, weil unserem Reich damit ein großes, zusammenhängendes Sprach- und Kulturgebiet genommen worden ist, für dessen künftiges völkisches und kulturliches Schicksal wir ernste Sorge haben müssen, da der Druck der französischen Entdeutschungsmaßnahmen sehr schwer auf dem unglücklichen Brudervolke lastet.

Wohl sind auch die anderen Gebietsverluste außerordentlich schmerzlich, da wir doch jedem einzelnen Volksgenossen nachtrauern, der uns entrissen worden ist; und für unsere Ernährungswirtschaft war besonders

empfindlich der Verlust großer Gebietsteile, die unserem Volkes bedeutende Lebensmittel-Überschüsse hatten liefern können. Aber bei diesen Gebietsverlusten handelt es sich wenigstens um gemischt-, teilweise sogar um vorwiegend fremdsprachige Gebiete. Ihre Abtrennung hat uns gezeigt, daß gemischtsprachige Landstreifen Schwächezonen eines Reiches darstellen, längs deren leichter als anderswo ein Abbruch oder Zerfall erfolgt, wie das tragische Schicksal der österreichisch-ungarischen Monarchie besonders klar bewiesen hat.

Wenn wir die Schicksale der Staaten und der Völker verstehen wollen, so müssen wir uns gefühlsmäßiger Einstellung enthalten und kühl die Tatsachen ins Auge fassen.

Jeder Staat besteht, wie Ratzel sagt, aus einem Stück der festen Erdoberfläche und einem Stück Menschheit. Letzteres kann sprachlich und kulturlich einheitlich, oder aber aus verschiedenen völkischen Elementen zusammengesetzt sein. In primitiven Verhältnissen mangelnder Seßhaftigkeit verschiebt sich der Staat auf der Erdoberfläche jeweils mit den Wanderungen des betreffenden Volkes und seine Grenzen sind durch die Ausdehnung des tatsächlichen Machtbereiches gegeben, verschieben sich also ebenfalls mit den Ortsveränderungen der Volksmassen. Die Beziehungen des staatsbildenden Volkes zum Boden sind also in solchen Fällen nur vorübergehend. Sobald das Volk aber seßhaft wird, oder, wie viele Nomadenvölker, in regelmäßigem Turnus immer wieder dieselben Weide- und Wasserplätze aufsucht, so verwächst es fester mit seinem Wohn- bzw. Schweifraum und sucht ihn gegen den Wettbewerb anderer Völker und Staaten zu verteidigen, um ihn sich zu erhalten — um so mehr, als das Volk im Lauf der Zeit die Vorzüge des Gebiets genau kennengelernt hat. Es hat sich schließlich oft seinen Klima- und Bodenverhältnissen so völlig angepaßt, daß es den bei der erreichten Kulturstufe denkbar höchsten Nutzen daraus zu ziehen vermag. In diesem Sinn wirken die Eigenschaften des Landes erzieherisch auf die Bewohner ein, was die Liebe dieser Bewohner zu ihrem Wohngebiet zur Folge hat.

Wenn ein kriegerisches Volk einen Fremdstaat von zahlreicherer Bevölkerung erobert, so kann es sein, daß es eine Zeit lang als dünne Oberschicht seine Sprache und Kultur bewahrt, aber dann durch Vermischung in der großen Masse des früheren Wohnvolkes untergeht und dessen Sprache annimmt (z. B. Bulgaren). Es kann aber auch sein, daß das erobernde Volk

trotz geringer Volkszahl vermöge seiner höheren Kultur und einer zielbewußten Sprachenpolitik dem Fremdvolk seine Sprache ohne Zwang übermittelt (Römer) oder aber auch, daß es die unterworfenen Völker zur Annahme der Sprache der Eroberer zwingt (Inkas). In wieder anderen Fällen rücken Fremdstämmige ganz allmählich und friedlich in Lücken des Siedelungsgebietes anderer Völker ein und wohnen Jahrzehnte, selbst Jahrhunderte lang zwischen ihnen, bis schließlich doch Vermischung und damit Aufgabe der einen Sprache eintritt. Man sieht, das sind sehr einfache und natürliche Vorgänge, die sich ohne Annahme mystischer Kräfte eines bestimmten Raumes erklären.

Jedes seßhafte Volk trachtet danach, sein Gebiet bis zu natürlichen Grenzen vorzuschieben, die schwer überschreitbar sind und darum ein höheres Maß von Sicherheit gewährleisten. Das höchste Maß von Sicherheit ist in dem Fall gegeben, wenn ein Staat allseits natürliche Grenzen hat wie England oder Japan, in abgeschwächtem Maß auch Böhmen. Sofern nun ein Volk innerhalb eines natürlich umgrenzten Gebietes sitzt und es mit seiner Volkszahl und Macht noch nicht ganz ausfüllen kann, so wird es alle Anstrengungen machen, allmählich ganz in ihn hineinzuwachsen. Wenn aber die Italiener schon lange vor dem Krieg die Brennerlinie als ihre natürliche Grenze beanspruchten, als ob eine mystische Macht ihnen das davon begrenzte Land vorausbestimmt hätte, so entbehrt der Anspruch einer ausreichenden Begründung. Und wenn die Franzosen den Rhein schon seit Jahrhunderten als ihre natürliche Grenze ansehen, weil zu Cäsars Zeiten die Kelten noch bis zu diesem Flusse reichten, so ist ihnen entgegenzuhalten, daß die Kelten eben später durch germanische Stämme verdrängt wurden und daß das betreffende Gebiet damit seit anderthalb Jahrtausenden ein deutscher Sprach- und Kulturboden ist: der einst keltische Raum ist eben ein deutscher Raum geworden, wie denn das Elsaß trotz französischer Annexion noch immer deutscher Sprachboden bleibt, solange die drakonischen Maßnahmen der Franzosen die deutsche Sprache noch nicht zu unterdrücken vermocht haben, und das wird, hoffe ich, dank der Festigkeit des allemanischen Volksstammes niemals gelingen.

Schon Ratzel hat den Satz aufgestellt, daß die Staaten und Völker in Zeiten der Stärke sich ausbreiten, in Zeiten der Schwäche sich auf kleinere Räume zurückziehen, womit auch der Sprach- und Kulturboden dementsprechend größer oder kleiner wird. Nach der gewaltigen Kraftanstrengung der Völkerwanderung war der deutsche Raum auf das Gebiet westlich der

Elbe und Saale zurückgegangen, aber langsam wuchs das deutsche Volk wieder empor, so daß es seit 800 nach Chr. nach Osten und Südosten wieder ausgreifen konnte unter Zurückdrängung oder Aufsaugung slavischer Völker. Während in den nördlichen Alpengebieten und dem Mittelgebirgsvorland bis Schlesien hinein die Aufsaugung der Slaven fast völlig gelang, ist es nördlich davon nur streckenweise geglückt, was unsere Feinde als Rechtstitel für die Enteignung der nicht rein deutschen Gebiete verwandten. Daß es dem deutschen Volk nicht gelungen ist, in voller Front den ganzen Osten sich zu eigen zu machen, hängt einmal mit seiner damals noch ungenügenden Volkszahl zusammen, andererseits aber auch mit der Gelände- und Bodenbeschaffenheit und dem Fehlen natürlicher Grenzen.

Wenn im frühen Mittelalter der Wandertrieb der germanischen Stämme zu einer gewaltigen Schwächung dieser Völkerfamilie ausgeschlagen hat, so hat das deutsche Volk im Lauf der späteren Zeit den größten Teil des Gebietes zwischen Alpen einerseits und Nord- und Ostsee andererseits zu erfüllen vermocht und damit ein Land mit günstigen klimatischen und wirtschaftlichen Bedingungen sich zu eigen gemacht. Aber die Lage im Herzen von Europa war für das Volk und das Land eine Quelle zahlreicher Schwierigkeiten. Wohl hat eine Mittellage[11]) auch ihre guten Seiten, denn sie erlaubt dem betreffenden Volk von allen Seiten Kultur aufzunehmen und nach allen Seiten wieder abzugeben. Die Mittellage begünstigt ferner Handel und Durchgangsverkehr. Aber in politischer Hinsicht war für uns der Druck von außen vielfach nur mit äußerster Kraftanstrengung und zähem Widerstand auszuhalten, während in Zeiten der Schwäche unsere Nachbarvölker häufig zu unserem großen Schaden ihre Kämpfe auf deutschem Boden ausgefochten haben.

Unsere Mittellage würde nicht so ungünstig gewirkt haben, wenn nicht unglückseligerweise die Uneinigkeit der Stämme und die politische Zersplitterung des Bodens das Zusammenwirken des ganzen Volkes ebenso erschwert hätten, wie die natürliche Gliederung des Geländes, die für eine straffe Zusammenfassung des Ganzen zu einem zentralisierten Staatswesen wenig geeignet ist.

Unsere Mittellage hat aber noch eine ganz besondere Seite: wir liegen inmitten zwischen dem kulturlich hochstehenden französischen Gebiet, aus dem wir viele Kulturkeime empfangen haben, und den einst kulturarmen slavischen und magyarischen Landflächen, für die wir großenteils die Kulturbringer geworden sind. Das Streben der östlichen kulturarmen Nachbarvölker,

ihre Kultur und Wirtschaft zu heben, hat nun einst in vielen Fällen dazu geführt, daß Deutsche unter Gewährung namhafter Vorrechte ins Land gezogen wurden und hier zahlreiche Sprach- und Kulturinseln schufen, die großenteils ebenso noch erhalten sind, wie die deutschen Kolonien, die ehedem habsburgische Herrscher zum Schutz ihrer Grenze gegen die Türken angelegt haben. Der Vorgang hat leider zu einer außerordentlichen räumlichen Verzettelung des deutschen Volkes und damit zu einer erheblichen Schwächung ihrer politischen Kraft geführt. Glücklicherweise haben aber sehr viele der in entlegenen Sprachinseln verteilten deutschen Siedler auch nach dem Verlust ihrer ehemaligen Vorrechte mit großer Zähigkeit ihre Sprache und Kultur bewahrt, vor allem dann, wenn sie ständig rege Beziehungen zum zusammenhängenden deutschen Kulturgebiet unterhielten, wie das z. B. in vorbildlicher Weise die Siebenbürger Sachsen getan haben. Da im Westen von uns die kulturlich hochstehenden Franzosen wohnen, die unserer als Kulturbringer nicht bedurften, fehlen auf dieser Seite deutsche Sprachinseln ganz, während sie gegen Osten hin so zahlreich sind.

Wenn in älterer Zeit durch Überlandkolonisation infolge eines Rufes von außen her zahlreiche deutsche Außenposten in fremden und oft recht fernen Ländern entstanden sind, so hat andererseits auch vielfach politischer, wirtschaftlicher oder kirchlicher Druck in der Heimat die Auswanderung größerer oder kleinerer Volksmassen in andere Länder veranlaßt.

In neuerer Zeit haben manche überseeische Regierungen freie Fahrt und sonstige Erleichterungen gewährt, um zur Erschließung ihrer menschenleeren Landstriche die geschätzten deutschen Kolonisten zu bekommen oder es hat die Aussicht besserer Möglichkeiten anlockend gewirkt. So sind Millionen nach den Vereinigten Staaten, Zehntausende nach Südamerika und Australien ausgewandert, und wenn auch eine große Zahl von ihnen, erdrückt durch die Überzahl fremder Sprachangehöriger ringsum, allmählich ihr Deutschtum verloren hat und im fremden Volkstum aufgegangen ist, so leben doch noch viele Millionen Deutscher in den verschiedensten Ländern und Erdteilen. Wohl sind sie politisch meist längst zu guten Bürgern der betreffenden Wirtsstaaten geworden, aber sie fühlen sich trotzdem noch als Deutsche und hegen Liebe und Verständnis für die alte Heimat. Sie in ihrem Volkstum zu erhalten, muß unser eifriges Bestreben sein, und wir müssen uns dieser Aufgabe um so mehr widmen, als wir uns sagen müssen, daß jeder Auslandsdeutsche an seinem Teil auch eine Stütze unserer deutschen Heimat ist.

Neben solchen Dauersiedlern gibt es im Ausland aber auch viele Deutsche, die nur für einige Jahre oder Jahrzehnte sich dorthin begeben haben, um sich eine wirtschaftliche Existenz zu gründen und hernach wieder in die Heimat zurückzukehren: vorwiegend Kaufleute, Ingenieure, Pflanzer, Angehörige freier Berufe. Diese Deutschen im Ausland sind für die Heimat von allergrößtem Wert, denn sie sind die wirksamsten Vorposten unseres Handels und unserer Schiffahrt.

Wenn man einen Versuch macht, die Zahl der Deutschen zu schätzen, die außerhalb der Grenzen des Reiches wohnen, so kommt man auf rund 30 Millionen, wobei wir natürlich auch unsere Stammesbrüder in der Schweiz und in Österreich einbeziehen. Wenn die Deutsch-Schweizer seit Jahrhunderten ihr politisches Geschick von dem unserigen getrennt haben, so kann das unserer Sympathie keinen Eintrag tun, denn sie sind Fleisch von unserem Fleisch und stehen mit uns trotz der politischen Grenzpfähle in freundschaftlichstem Kulturaustausche. Vor allem aber schließen wir uns in Gedanken unseren österreichischen Brüdern an, die zwar durch ein widriges Geschick noch von uns getrennt sind, mit denen wir uns aber vollständig eins fühlen, die Zeit erwartend und erhoffend, die einmal zur völligen Vereinigung führen soll.

Damit unsere deutsche Kultur im Stammland wie in den Außengebieten den höchsten Aufgaben gerecht werden könne, deren sie überhaupt fähig ist, ist ein gegenseitiger vielgestaltiger Gedankenaustausch notwendig zwischen den Reichsdeutschen einerseits und den uns an Kulturhöhe durchaus ebenbürtigen Schweizern, Österreichern, Sudetendeutschen, Elsässern andererseits. Von besonderer Bedeutung ist aber unsere Mitarbeit für die in kleineren Gemeinschaften weit draußen in der Welt zerstreuten deutschen Siedelungen und Volksteile, denn ohne unsere geistige Anregung, ohne unseren Kulturbeistand würden sie Gefahr laufen, von ihrer Umwelt erdrückt zu werden. Sie alle müssen wissen, daß wir auf der Wacht stehen und mit den geringen Mitteln, die uns nach dem Zusammenbruch noch geblieben, bereit sind, für sie einzutreten. Wohl ist unser liebes deutsches Reich verstümmelt und verkleinert, sein Ansehen in der Welt herabgemindert, seine wirtschaftliche Kraft geschwächt, aber es ist doch noch stark genug, den Sprach- und Kulturgenossen im Ausland einen Rückhalt zu bieten und ihnen geistige Nahrung zuzuführen, damit der deutsche Geist bei ihnen nicht verkümmere und erlahme. Das deutsche Reich ist als die größte deutsche Gemeinschaft berufen, der Förderer und Schützer der deutschen Außenposten zu sein. Das Reich ist das

schlagende Herz des gesamten deutschen Volkes. Von ihm müssen nährende Blutströme ausgehen bis in die fernsten Verästelungen unseres Volkstums, und in diesem Sinn wird unser liebes deutsches Vaterland trotz allem unendlich viel Gutes wirken können zu Nutz und Frommen der jenseits unserer Grenzen wohnenden Stammesgenossen. Diese blicken denn auch in Treue und Zuneigung nach der deutschen Muttererde und deren Bevölkerung, mit der sie sich fest verbunden fühlen durch die Bande des Blutes, der Sprache und der Kultur. In den deutschen Schulen und Vereinen Südbrasiliens oder Chiles, der Vereinigten Staaten oder Australiens singen darum auch unsere deutschen Stammesbrüder ebenso vertrauensvoll und zuversichtlich wie wir: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

Anmerkungen.

[1]) Freilich haben alle Zeit die außerordentlichen Unterschiede in der Größe und Bevölkerungszahl der Einzelländer und noch mehr ihre stellenweise ungewöhnlich starke Grenzverzahnung, ihre En- und Exklavenbildung erhebliche Schwierigkeiten gemacht, die nach Aufhebung der Monarchien noch wesentlich gewachsen sind, weshalb die Nationalversammlung zu Weimar am 22. Juli 1919 die Reichsregierung ersuchte, eine Zentralstelle für die Neugliederung des Reiches einzurichten, was in der Folge geschah. Tatsächlich ist durch Zusammenlegung oder Einverleibung einzelner Staaten, durch Austausch, Grenzbereinigung u. dgl. bereits eine wesentliche Vereinfachung des politischen Staatsgefüges erreicht worden, aber es ist doch ersichtlich, daß noch lange nicht genug in der Richtung der Vereinfachung geschehen ist, um so mehr, als die tatsächliche Gliederung des Reiches in gewisse Verkehrs- und Verwaltungsdistrikte oder privatwirtschaftliche Betätigungsfelder sich vielfach nicht nach den politischen Binnengrenzen richtet.

Gute Überblicke über den gegenwärtigen Stand der Frage bieten z. B. der Aufsatz von G. Kaisenberg in „Erde und Wirtschaft" I, S. 101—115, Januar 1928 und die Broschüre von Dr. Conrad, Wege zur Reichsreform, Berlin 1929. Vgl. auch die akademische Rede Erichs von Drygalski „Raum und Glieder des Reiches" München 1929.

[2]) Über den Begriff „Deutschland" s. den Aufsatz von E. Meynen im „Auslandsdeutschen" 1928, S. 574—576, und A. Kirchhoff, Deutschlands natürliche Gliederung und seine geschichtliche Grenzverengung. Berlin 1896.

[3]) Deutschland. Die natürlichen Grundlagen seiner Kultur, herausgegeben von der Kaiserlich Leopold. Deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle. Leipzig 1928, S. 4.

[4]) E. Scheu, Die wirtschaftsgeographische Gliederung Deutschlands in „Erde und Wirtschaft", 1. April 1927, S. 7—30.

[5]) Ernst Kornemann, Elsaß-Lothringen und wir. Eine stammespsychologische Studie in „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" XXV. Breslau 1924, S. 17—44. Die wichtigsten geschichtlichen Gesamtdarstellungen des Gebietes sind:

R. Wackernagel, Geschichte des Elsasses. Basel 1919. M. Spahn, Elsaß-Lothringen. Berlin 1919. K. Stählin, Geschichte Elsaß-Lothringens. München und Berlin 1920; wertvoll ist auch A. Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer, Stuttgart und Berlin 1918, 2. Auflage.

[6]) P. Vidal de la Blache, La France de l'Est. Paris 1917. Vgl. dazu K. Sapper, Elsaß-Lothringen in französischer Beleuchtung. Geogr. Zeitschrift Bd. 24, S. 154—168.

[7]) Karl Kiesel, Petershüttly. Berlin 1918, S. 146ff.

[8]) Schwieriger war das in Lothringen, da der Verkehrsanschluß an das Reich nicht genügte, indem man deutscherseits auf die geplante Kanalisierung der Mosel verzichtete, was zur Folge hatte, daß die lothringische Industrie für die Verfrachtung ihrer Erzeugnisse vielfach auf das französische Kanalnetz angewiesen blieb.

[9]) Ludwig Bernhard, Die Polenfrage. 3. Aufl. München und Leipzig 1920, S. 94 und 97.

[10]) Karl Jacob, Bismarck und die Erwerbung Elsaß-Lothringen 1870/71. Straßburg 1905, S. 45. Zit. von Kornemann a. a. O. S. 32.

[11]) Norbert Krebs, Deutschland und seine Grenzen. Berlin 1919, S. 5f.



II.

Das Aussterben der Naturvölker[1]

Festrede
gehalten am 347. Stiftungsfest der Universität
(11. Mai 1929)

von

Karl Sapper



Hochansehnliche Versammlung!

I.

Die Mannigfaltigkeit der Naturausstattung der verschiedenen Erdräume und die erheblichen Unterschiede der geistigen Veranlagung der Völker haben in Verbindung mit dem ehedem geringfügigen Verkehr eine ungeheuere Vielgestaltigkeit der Kulturen, der Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker hervorgebracht.

Diese Tatsachen waren dem Abendlande zunächst durch die Kreuzzüge und die Berichte der großen Landreisenden des asiatischen Erdteiles, wie Plan Carpin, Ruysbroek und Marco Polo allmählich gedämmert. und fanden volles Verständnis erst am Beginn der Neuzeit, nachdem Columbus, Vasco da Gama und Magalhäens ihre epochemachenden Fahrten vollbracht und eine große Zahl beredter Schilderer die Europäer mit den Grundzügen des ethnographischen Weltbildes bekannt gemacht hatten.

Auch heute noch zeigt sich dem Reisenden eine beträchtliche Verschiedenheit der äußeren Erscheinung und der Sitten und Gebräuche der Völker der Erde; allein die immer weiter um sich greifende Europäisierung hat sich auch auf diesem Gebiet ausgewirkt und die revolutionären Bewegungen der letzten Jahrzehnte haben sogar begonnen, Völkern von einst hervorragender Eigenart, wie Chinesen, Japanern oder Türken, den äußeren Anschein europäischer Kultur zu geben. Eine sehr große Zahl von Naturvölkern, die einst besonders merkwürdige Züge aufgewiesen hatten, ist vom Schauplatz verschwunden oder nur mehr in verkümmerter Form und in wenigen Individuen erhalten geblieben, so daß das ethnographische Bild der Erde gegenüber früheren Jahrhunderten außerordentlich stark vereinfacht worden ist und das Reisen in fremde Erdteile von Jahr zu Jahr an Reiz verliert, weil immer mehr Völker in der Berührung mit den Europäern ihre Eigenart aufgeben. Nicht selten weist nur mehr die dunkle Hautfarbe oder etwa eine sonderbare Haargestaltung auf die Verschiedenheit der Völker hin, während die Kleidung schon ganz europäisiert ist; selbst die Hautfarbe ist gegenwärtig nicht mehr so reich an Schattierungen wie ehedem, weil auf weiten Flächen bereits die unbestimmteren Töne des Mischblutes die

Vorherrschaft angetreten haben, in anderen aber Weiße sich an die Stelle der farbigen Bevölkerung gesetzt haben.

Wohl haben schon in älteren Zeiten große Völkerbewegungen in den verschiedensten Erdteilen zur Verdrängung oder zur Kulturveränderung, ja Kulturvernichtung einzelner Völker geführt, aber in größtem Stil ist diese Erscheinung doch erst in der Neuzeit erfolgt, seitdem die ständig wachsende Volkszahl unseres Erdteils den europäischen Völkern ein immer stärker werdendes Ausbreitungsbedürfnis verlieh und die hochgestiegene technische Kulturentwicklung ihnen die Möglichkeit bot, ihre Wünsche nötigenfalls auch mit Gewalt durchzusetzen. Freilich, wo die Europäer in dichtbevölkerte Länder hoher Kultur, wie China, Japan oder Indien einzudringen versuchten, da vermochten sie nur in langem Mühen ein gewisses Maß kulturlicher Durchdringung zu erreichen, wie denn in dem seit langem unter britischer Herrschaft stehenden indischen Reich zur Zeit noch nicht ein Prozent der Bevölkerung englisch versteht und spricht. In dünn bevölkerten und kulturarmen Gebieten konnten die Weißen dagegen rasch die einheimische Bevölkerung unterwerfen oder zurückdrängen, womit zugleich gewöhnlich ein Volksrückgang, ja nicht selten sogar völliges Aussterben der betreffenden Völkerschaften einsetzte. Durch diese Ereignisse sind zahlreiche für die Erkenntnismöglichkeiten der Menschheitsentwicklung unschätzbare Zweige des Menschengeschlechts vernichtet worden und mit ihnen zum Teil sogar Völker, die nicht nur wesentliche innere Werte in sich bargen, sondern auch der gesamten Menschheit noch ansehnliche Fortschritte in geistiger, vor allem künstlerischer Hinsicht versprachen. Auf alle Fälle ist mit dem Dahinschwinden der Naturvölker nicht nur eine beträchtliche Zahl wertvoller Mitmenschen von unserer Erdoberfläche ausgetilgt worden, sondern auch eine sehr bedauerliche Verarmung der ethnischen und kulturlichen Mannigfaltigkeit unseres Planeten eingetreten.

Man hat vielfach über die Ursachen des Aussterbens der Naturvölker nachgedacht und bei uns haben vor allem Theodor Waitz[2]) und Georg Gerland[3]) schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts die wesentlichsten Ursachen dieses betrübenden Schauspiels erkannt. Später hat Friedrich Ratzel[4]) in seiner Anthropogeographie ausgeführt, daß Naturvölker und die ihnen hinsichtlich der Kriegstechnik[5]) gleichzustellenden amerikanischen Kulturvölker großenteils ein erhebliches Maß innerer Schwäche zeigten, die ihnen nicht genügende Widerstandskraft gegenüber den Europäern ließ. Viele Naturvölker, so die unstäten Sammel- und Nomadenstämme,

Fischer- und Jägervölker, auch wohl niedere Feldbauer besaßen eine unsichere Lebensmittelversorgung, so besonders, wenn Dürren oder andere Wetterkatastrophen eintraten. Dazu kamen häufige Krankheiten, gegen die man sich bei dem Tiefstand des ärztlichen Wissens nicht erfolgreich zu schützen vermochte, ferner stellenweise Verwüstung des menschlichen Lebens durch Abtreibung, Kindermord, Kopfjägerei, Menschenfresserei, Krieg, Menschenschlächtereien bei Beerdigung von Häuptlingen u. dgl. — anderer Ursachen, wie etwa der Inzucht, zu geschweigen! Außerdem zeigte sich nicht selten, besonders in den Tropen, ein bedenklicher Mangel an geistiger Widerstandskraft gegenüber den Einwirkungen der europäischen Kultur. So haben sich denn z. B. die physisch und psychisch kräftigen Karaiben der kleinen Antillen Jahrhunderte lang zu behaupten vermocht, während die viel zahlreicheren Arowaken der großen Antillen schon wenige Jahrzehnte nach der Ankunft der Spanier ausgestorben waren.

Mochten aber die Lebenszustände und seelischen Voraussetzungen vieler Naturvölker für einen harten Kampf ums Dasein ungünstig sein, so waren die Eingeborenen dagegen an die Natur ihres jeweiligen Wohngebietes gut angepaßt, so daß fast überall, wo annehmbare Naturverhältnisse vorlagen, vor Ankunft der weißen Fremdlinge eine ansehnliche Bevölkerung saß, die sicherlich auch fernerhin geblüht hätte, wenn nicht die europäische Welle an ihre ruhigen Gestade geschlagen hätte.

Wennschon unter den Triebfedern des europäischen Vordringens das Bestreben der Ausbreitung des christlichen Glaubens neben Macht- und Goldhunger eine wichtige Rolle spielte, so darf man doch mit Ratzel[6]) als einen bedeutsamen Antrieb zur Ausweitung der europäischen Wohngebiete auch die wachsende Bevölkerung unseres Erdteils betrachten, die dem einzelnen seinen Lebensraum fühlbar zu beengen begann. Dort über dem Meere war ja Land genug, das bei der Schwäche seiner Bewohnerschaft leicht in Besitz zu nehmen war!

Die ersten über See ausgreifenden europäischen Völker, die Spanier und Portugiesen, haben ihre künftigen Kolonialgebiete mit gutem Gewissen in Besitz genommen, indem sie sich auf die Schenkung des Papstes Alexander VI. vom Jahre 1493 beriefen[7]). Die späteren europäischen Kolonialvölker haben sich aber vielfach um etwaige Besitzrechte der Eingeborenen überhaupt nicht gekümmert, wie denn in Nordamerika erst 1789 der Kriegssekretär der jungen Vereinigten Staaten den Grundsatz aufstellte, daß die Indianer ein Recht auf den Boden besäßen, weil sie früher auf ihm gesessen hätten[8]).

Die wichtigste und folgenschwerste geographische Betätigung der Eindringlinge bestand in der Wegnahme des Bodens, und zwar nicht nur politisch hinsichtlich ganzer Länder, sondern auch privatwirtschaftlich teils zum Zweck der Eigenbewohnung und Bebauung, teils zum Zweck der Ausbeutung, in welch letzterem Falle dann die Eingeborenen als Arbeiter Verwendung finden sollten und auch fanden.

Da die iberischen Völker während eines großen Teils des Jahres in ihrer Heimat hohe Wärmegrade ertragen müssen, so vermögen sie sich in den Randgebieten der Tropen reinblütig, in den inneren Tropen im Tiefland wenigstens in Vermischung mit farbigen Elementen zu akklimatisieren und darum auch die warmen Gebiete dauernd zu besiedeln[9]), ohne freilich volle Arbeitskraft entfalten zu können, weshalb sie für schwerere Arbeiten farbige Arbeiter benützen. Nord- und Mitteleuropäer dagegen, die in ihrer Heimat nie andauernde Hitze zu ertragen haben, können nur eine fluktuierende Bevölkerung in die Tropen senden und sind darum unter allen Umständen auf farbige Arbeiter angewiesen, denn selbst in den klimatisch sehr günstigen Kleinen Antillen mißlang der Versuch der Engländer und Franzosen, weiße Arbeiter zu verwenden, vollständig[10]). Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß die europäischen Kolonialvölker allen Grund hätten, in den Tropen das vorhandene Menschenmaterial zu schonen, um dort die Wirtschaft voll entwickeln zu können.

Anders liegen die Dinge in den gemäßigten Gegenden, wo auch der Nord- und Mitteleuropäer Feldarbeit zu verrichten vermag und darum den Eingeborenen nicht als Arbeiter benötigt, insofern der europäische Bauer mit eigener Kraft und der seiner Söhne seine Wirtschaft besorgen kann. Da werden dann die Eingeborenen zu lästigen Wettbewerbern im Bodenbesitz, weshalb der Weiße sie mit allen Mitteln der Güte oder Gewalt zu verdrängen sucht — ein Versuch, der ihm in den gemäßigten Gürteln Amerikas und Australiens bereits fast völlig geglückt ist. Im außertropischen Südafrika sind erst kleinere Flächen vorwiegend von Weißen bewohnt, während in den übrigen Teilen dieses Gebietes die Neger sich gehalten haben und aller Wahrscheinlichkeit nach noch auf lange Zeit hinaus halten werden.

Die Verdrängung der Eingeborenen in den gemäßigten Zonen war um so vollständiger, je allgemeiner Bauern und sonstige Siedler mit ihren Familien ins Land kamen, also nicht nach farbigen Frauen auszuschauen brauchten, wie es seinerzeit die spanischen Soldaten der Eroberungszeit

getan hatten, die ohne Frauen ins Land gekommen waren und hernach als Kolonisten dauernd dort zurückblieben.

Wieder anders ists in subpolaren Landgebieten, die ein so kühles Klima haben, daß rentable Landwirtschaft in europäischer Art nicht mehr möglich ist. Dort läßt darum der Europäer den Eingeborenen nach seiner Weise wirtschaften, verwendet ihn aber vielfach als Jäger und Verkehrsgehilfen für seine eigenen Zwecke und hat in solchem Falle an seiner Erhaltung ein lebhaftes Interesse, und zwar in Nordasien ebensogut wie im äußersten Nordamerika, soweit er nicht, wie jetzt in Alaska, Renntierzucht nach eigener Methode zu treiben beginnt.

In subpolaren Küstengebieten, wo der Eingeborene seine Nahrung vorwiegend durch Fischen und durch Jagd auf Seesäugetiere gewinnt, schmälern die Europäer vielfach die Nahrungsgrundlage der Eingeborenen, da sie mit ihren fortgeschrittenen Fangmethoden und Waffen den Eingeborenen überlegen sind. So tritt hier vielfach ein Rückgang der Eingeborenen ein[11]). Eine erfreuliche Ausnahme von dieser Regel der subpolaren Küstengebiete macht nur Grönland, wo die dänische Regierung den Wettbewerb der Weißen ausschaltet.

Wir sehen aus dem Gesagten, daß das Verhältnis des Weißen zum kulturarmen farbigen Eingeborenen je nach Klimagürtel und Nährgebiet ganz verschieden ist, und demnach auch die Art der Behandlung sich verschieden gestalten mußte, wobei freilich die Charaktereigenschaften der einzelnen europäischen Kolonialvölker einerseits und der verschiedenen Naturvölker andererseits erhebliche Verschiedenheiten bedangen. So beobachten wir, daß die romanischen Siedler weit häufiger als die germanischen sich mit eingeborenen Frauen vermischen, weshalb auch im tropischen Amerika das Mischlingselement bereits das Übergewicht erlangt hat[12]), während im tropischen Afrika Mulatten noch recht spärlich sind. Freilich ist dabei in Betracht zu ziehen, daß der Angelsachse im tropischen Gebiet nur eine Reihe von Jahren zu bleiben pflegt, während der Iberer sich dort ebenso dauernd festsetzt, wie der Franko-Kanadier im nördlichen Nordamerika oder der Russe im nördlichen Eurasien. Übrigens ist auch beim Angelsachsen das ständige Nebeneinanderwohnen neben einer farbigen Bevölkerungsklasse nicht ohne Einfluß, wie denn nach von Luschan[13]) trotz harter gesetzlicher Gegenmaßregeln und starken Rassenstolzes der Weißen das Mulattenelement sich im Süden der Vereinigten Staaten immer stärker zu vermehren beginnt.

Versuchen wir die verschiedenen Arten der europäischen Kolonisation und Fremdlandbenützung auf kurze Formeln zu bringen, so können wir sagen, daß in den Tropen und in subpolaren Ländern der Grundsatz befolgt wurde und wird: „Land **und** Volk", in den gemäßigten Gürteln aber das Schema: „Land **ohne** Volk", was bedeutet, daß dort die Behandlung der eingeborenen Bevölkerung im allgemeinen wesentlich radikaler war und ist als in den Tropen[14]). Wo aber in den Tropengebieten die eingeborene Bevölkerung ausstarb, wie in Westindien oder vielen Küstengebieten Südamerikas, oder wo in sommerheißen Ländern, wie dem südöstlichen Nordamerika, die Ureinwohner sich nicht in den Dienst der Weißen pressen ließen, da brauchte man hitzegewohnte Arbeiter zur Bebauung des Landes. Da nun das nigritische Afrika dem Europäer nur wenige wertvolle Erzeugnisse seines Bodens zu liefern vermochte, und darum einstens zur Kolonisation nicht verlockte, so führte man von dort vorwiegend Menschen als Sklaven aus und benützte dieses gewaltige Gebiet demnach nach der Formel: „Volk ohne Land", bis schließlich die Holländer um die Mitte des 17. Jahrhunderts sich einen Stützpunkt für ihre Schiffahrt nach Ostindien im außertropischen Süden schufen und dort wieder nach dem Motto: „Land ohne Volk" zu wirken begannen, ohne freilich bei der starken Widerstandskraft der Neger allzu große Erfolge zu erzielen[15]).

Um so besser gelang es später den Engländern, nach demselben Rezept Australien, Tasmanien und Neu Seeland zu bearbeiten, während in der Südsee wieder der Versuch gemacht wurde, das Volk zu erhalten und an Ort und Stelle für die europäischen Herren zu verwenden, ohne freilich den allgemeinen Rückgang, an manchen Stellen sogar das Aussterben verhindern zu können, obgleich man hier im 19. Jahrhundert im allgemeinen mit größerer Milde auftrat, als in anderen Erdgebieten im 16. bis 18.

Wenn man nun sieht, daß in der Südsee das gleiche Ergebnis des Volksrückganges eingetreten ist wie in früheren härteren Zeiten in Amerika, so muß man sich sagen, daß der Eroberungskrieg der Europäer trotz seiner zahlreichen unmittelbaren und mittelbaren Opfer nicht als Hauptursache des Aussterbens der Kulturarmen angesehen werden kann, da ein gesundes Volk auch schwere Aderlässe dieser Art in längerer oder kürzerer Frist wieder überwindet. Wir stehen daher vor der Frage, was der eigentliche Grund des Volksrückganges unter dem Einfluß der Berührung mit den Europäern ist?

Wenn man dieser Frage nachgeht, so findet man eine ganze Anzahl verschiedener Ursachen, deren Zusammenwirken den Enderfolg herbeigeführt

hat. Sie liegen zum Teil auf dem Gebiet des Physischen, zum Teil auf dem des Psychischen, wobei zur Ehre der Europäer gesagt werden kann, daß ihre Maßnahmen vielfach aus ungenügender Kenntnis der Natur der neuen Länder und der Rechts- und sonstigen Anschauungen ihrer Bewohner hervorgegangen sind. Besonders häufig war die falsche Voraussetzung, daß das, was in Europa am Platz ist, es auch in den fremden Ländern sein müsse.

II.

Eine Reihe von schädigenden Wirkungen ist in allen Teilen der Erde gleichartig.

Zu den schlimmsten Würgern der kulturarmen Völker gehören die Krankheiten, die von den Europäern bei ihnen eingeschleppt worden sind und furchtbare Opfer verursachten, um so mehr als sie, auf ganz unvorbereiteten Boden fallend, ungemein schwere Wirkungen hatten, wobei der Tiefstand des ärztlichen Wissens eine wirksame Bekämpfung unmöglich machte. Am schlimmsten hausten wohl die Pocken, vor allem in Amerika, wo ihnen schon im 16. Jahrhundert Millionen von Indianern erlagen. Aber auch andere europäische Krankheiten, wie Scharlach, Masern und der bei uns nur leicht auftretende Schnupfen, forderten und fordern noch immer viele Opfer.

Für viele Länder war es auch verhängnisvoll, daß die durch die Europäer bewirkte starke Steigerung des Verkehrs manche einheimischen Krankheiten weit über ihren ursprünglichen Herd hinaus verbreiteten, so Ruhr, Hakenwurm, Malaria. Im tropischen Afrika hat die einheimische Schlafkrankheit[16]) sich in den letzten Jahrzehnten sogar so verbreitet, daß durch sie jetzt gewaltige Flächen Landes fast entvölkert und intensiverer wirtschaftlicher Ausnutzung entzogen sind, ohne daß die ärztliche Wissenschaft Europas bisher das Übel zu beseitigen vermochte — eine Tatsache, die durch den seit dem Weltkrieg noch gesteigerten Mangel an genügender Ärztezahl mitbedingt ist.

Allerlei schädliche Wirkungen auf die Eingeborenen hat ferner die Einführung der in Europa üblichen Anregungs- und Genußmittel gehabt. Aber keines derselben war so verhängnisvoll wie der Branntwein, der nicht nur unmittelbar und mittelbar viele Opfer gefordert hat, sondern manchen Völkern, so namentlich den Indianern, sogar oft ihren Stolz und ihr Selbstgefühl nahmen und sie zu Verbrechen und Orgien verführte. Vergeblich hatten einst manche Indianerhäuptlinge der Vereinigten Staaten

die Regierung des Landes gebeten, sie möchten die Einführung von Branntwein bei ihrem Volk verhindern[17]). Und auch unter den modernen Kolonialvölkern sind es nur wenige, die den Eingeborenen diese Pest fernhalten, wie etwa die Dänen auf Grönland oder einst die Deutschen in Deutsch-Neuguinea.

Wenn die Schädlichkeit des übermäßigen Alkoholgenusses für die Eingeborenen schon früh erkannt worden ist, so hat es dagegen bei anderen Einwirkungen der europäischen Kultur zum Teil Jahrhunderte bedurft, bis man ihre ungünstigen Folgen festgestellt hat.

Diese Einwirkungen sind vielfach wieder verschieden je nach dem Klima und nach den Hauptgrundsätzen, die von den einzelnen Kolonialvölkern in den Vordergrund ihres Handelns gestellt worden waren.

Sieht man von den volksarmen subpolaren Naturvölkern ab, so findet man, daß in den Tropen vermöge der häufigen Verweichlichung der Eingeborenen die psychischen Einwirkungen besonders stark auftreten und daß dort auch die klimatischen Besonderheiten oft sehr einschneidend wirken. In den gemäßigten Gürteln wohnen härtere Menschen und sind die Naturverhältnisse den Europäern günstiger, weshalb auch die den Bestand der Naturvölker bedrohenden Einflüsse vielfach andere sind als in den Tropen.

III.

Betrachten wir zunächst den ersten Fall: die Tropen!

Wenn wir hier trotz des an sich richtigen Prinzips des Heranziehens der Eingeborenen zur Arbeit, diese in vielen Fällen dahinschwinden sehen, so liegt das großenteils an der unrichtigen Behandlung des Menschenmaterials. So hat die europäische Anschauung, daß die Moral eine vollständige Bekleidung des Körpers verlange, den Eingeborenen heißer Länder großen Schaden gebracht. Tatsächlich ist in den tropischen Tiefländern für Menschen dunkler Hautfarbe irgendwelcher Wärme- oder Strahlungsschutz nicht notwendig, vor allem nicht in feuchten Gegenden, wo die Wärmeschwankungen innerhalb des Tages wie des Jahres nur geringfügig sind und das dunkle Hautpigment vollen Schutz gegen die schädliche Wirkung der infraroten Sonnenstrahlen bildet. Infolgedessen ist dort ein Minimum von Kleidung durchaus ausreichend und das ständige Luft- und Sonnenbad erhält die Haut leistungsfähig und härtet den Menschen ab. Dagegen verweichlicht ständiges Tragen reichlicher Kleidung in warmen Ländern die Betreffenden

bald so sehr, daß sie leicht von Krankheiten befallen und hinweggerafft werden. Ich selbst habe in Neuhannover und auf den Salomonen die Beobachtung gemacht, daß völliger Mangel an Kleidung für die Eingeborenen dort schon deshalb am günstigsten ist, weil die Wege streckenweise in Flüssen verlaufen und die nackten Eingeborenen nach Verlassen des feuchten Elements alsbald wieder trocken werden, während die bekleideten in ihren nassen Gewändern sich sehr oft erkälten, vor allem bei Nacht. Felix Speiser aber hat auf den Neuen Hebriden festgestellt, daß im Gebiet der anglikanischen Missionare, die in bezug auf Kleidervorschriften sehr zurückhaltend sind, die Verhältnisse günstiger liegen, als anderwärts, wo zum Teil sogar gestrickte wollene Sweater getragen werden, was eine außerordentliche Verweichlichung bewirkt[18]).

Fast alle Änderungen der Lebensumstände schlagen für die Eingeborenen ungünstig aus, wie denn die Einführung europäischer Behausung nicht nur in den Tropen, sondern auch in anderen Gebieten, zum Beispiel im Feuerland, sich als ungünstig erwiesen hat, soweit nicht zugleich völlig europäische Lebensart eingeführt wurde.

Noch ungünstiger pflegen die Wirkungen von Umsiedelungen[19]) zu sein, wie sie Regierungen oder Missionen in bester Absicht früher vorgenommen haben und auch gegenwärtig noch manchmal vornehmen: Die psychische Depression, die sich vielfach der aus ihrer gewohnten Umgebung und Arbeitsweise herausgerissenen Eingeborenen bemächtigt, wirkt häufig so verheerend auf deren Bestand, daß die Nachteile der Maßregel im Enderfolg weit größer sind als die Vorteile.

Besonders groß sind die Opfer, die in den Tropen durch die von den Regierungen eingerichteten oder erlaubten Methoden der Arbeitergewinnung hervorgerufen worden sind.

Die Spanier verfuhren nach der Besetzung der ersten amerikanischen Gebiete nach dem Grundsatz „Land **und** Volk" auch beim Privatbesitz: jeder Soldat hatte Anrecht auf einen Teil der Beute und erhielt als „Encomienda" oder „Repartimiento" ein ansehnliches Stück Land zum Lehen samt den darauf wohnenden Menschen, die ihm zu Diensten verpflichtet waren, wogegen er die Indianer im christlichen Glauben unterrichten sollte, was aber offenbar nur in sehr bescheidenem Maße geschah[20]). Das System hätte sich ganz günstig auswirken können, wenn die Eingeborenen immer auf ihren Wohnsitzen hätten verbleiben dürfen, womit die Akklimatisationsgefahren ausgeschaltet geblieben wären. Aber die Indianer wurden häufig

3*

nach fernen Bergwerken zur Arbeit geschickt, wo oft ein anderes Klima herrschte; und wenn sie zuhause bleiben durften, so ging meist das Maß der verlangten Arbeit weit über ihre Kräfte hinaus, um so mehr, als die Spanier, wie noch jetzt viele Europäer, sich nicht klar darüber waren, daß man im tropischen Klima nicht ebensoviel Arbeit leisten kann wie im gemäßigten. So kam es, daß in vielen Gegenden Amerikas große Mengen von Indianern hinwegstarben und ganze Stämme sich der Fortpflanzung enthielten, um den Kindern ein so trauriges Los zu ersparen, wie sie selbst es tragen mußten. Schließlich endete auf Cuba und Haiti fast die gesamte Eingeborenenbevölkerung durch Massenselbstmord, indem die Leute sich dörferweise noch einmal zu einem Gelage einluden und darauf sich erhängten oder vergifteten[21]). In anderen Gegenden bildete sich dank stärkerer Widerstandskraft der Indianer, besseren Klimas und menschenwürdigerer Behandlung in den Repartimientos bei patriarchialischer Fürsorge eine Art Leibeigenschaft heraus, wovon in manchen Gebieten noch heute Reste erhalten sind, während in wieder anderen Ländern ein System von Schuldknechtschaft Platz griff, oder auch wohl die Regierung Indianer gegen Lohn den Pflanzern zur Verfügung stellte („Mandamientos"[22]) in Guatemala gegen Ende des 19. Jahrhunderts).

Wo die eingeborenen Arbeiter weggestorben waren, da versuchte man durch Menschenraub und Sklavenjagden an benachbarten Küsten oder im Innern der Länder Ersatz zu bekommen — eine Methode, die in Brasilien nach J. J. v. Tschudi[23]) noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts ausgeübt wurde. Aber diese indianischen Sklaven starben ebenfalls vielfach rasch hinweg und waren zudem körperlich wenig leistungsfähig, so daß man schließlich dazu überging, kräftige tropenfeste Arbeiter durch Sklavenhandel aus Afrika zu holen, wobei angenommen wird, daß innerhalb dreieinhalb Jahrhunderten etwa 12 Millionen Schwarzer in Amerika gelandet worden sind, von denen die mehr als 25 Millionen Neger, Mulatten und Zambos abstammen, die jetzt in den wärmeren Gebieten der Neuen Welt verbreitet sind. Wenn geschätzt worden ist, daß 12 Millionen Neger im Lauf der Zeit nach Amerika gekommen sind, so entspricht diese Zahl noch bei weitem nicht dem wirklichen Menschenverlust Afrikas, denn auf der Überfahrt starb oft ein Drittel oder die Hälfte der Eingeschifften, und außerdem muß man vermuten, daß auch die Jagd nach Sklaven in Afrika wegen des Widerstandes der Bevölkerung erhebliche Opfer gefordert haben wird, wennschon andererseits Park[24]) berichtet, daß manche Häuptlinge nach dem

Aufkommen dieses Handels Kriegsgefangene, die nach altem Brauch hätten getötet und verzehrt werden sollen, nun gespart und als Sklaven verkauft haben.

Wenn wir die furchtbaren Schilderungen lesen, die Livingstone[25]) oder Herman von Wißmann[26]) von den Verheerungen entworfen haben, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Sklavenjagden der arabischen Händler in Mittel- und Ostafrika verursacht worden sind, so müssen wir allerdings sagen, daß in älterer Zeit die Sklavenjagden lange nicht so viele Menschen gekostet haben werden, weil die Kriege im allgemeinen bei den Naturvölkern weit weniger verlustreich gewesen sind, ehe die europäischen Feuerwaffen bekannt geworden waren, denen man demnach auch einen Teil der Schuld am Niedergang der Naturvölker zusprechen muß[27]).

Da nach Abschaffung der Sklaverei im 19. Jahrhundert in den warmen Ländern starker Arbeitermangel entstand, so trat nunmehr an die Stelle der genannten Einrichtung die Fernanwerbung, die nominell freiwillig ist, aber in manchen Gegenden doch vielfach bis vor kurzem sich der List, Verlockung oder Gewalt bediente, um die nötigen Leute zu gewinnen. Menschenraub war in der Südsee noch im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts kein seltenes Vorkommnis und die Anwerbung für São Thomé[28]) war am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Wirkung noch wenig von der Sklaverei verschieden, da die Arbeitsverträge häufig ohne Einverständnis des Arbeiters verlängert worden sind. Erst die neueste Zeit hat auch hierin Wandel geschafft, so daß man jetzt annehmen darf, daß allenthalben die Verträge unter behördlicher Aufsicht abgeschlossen werden und deren Ausführung wenigstens teilweise unter ärztlicher und obrigkeitlicher Überwachung steht. Trotzdem sind die Menschenverluste, die durch diese Arbeitergewinnungsweise entstehen, noch immer außerordentlich groß. Wohl darf man für die ältere Zeit Unkenntnis der Verhältnisse als Entschuldigung gelten lassen, aber seit neuester Zeit sind doch die Erfahrungen der Vergangenheit jedem, der hören will, zugänglich, so daß man nunmehr verlangen könnte, daß die Regierungen auf die Befolgung dieser Lehren energisch dringen würden.

Wenn demnach selbst den Regierungen Vorwürfe nicht erspart bleiben können, so haben doch private geschäftliche Unternehmungen noch ein höheres Maß von Verantwortung zu tragen.

Mein verehrter, leider früh verstorbener Freund, der große Südamerikaforscher Koch-Grünberg schrieb mir 1916 auf die Frage nach dem Hauptgrund des Aussterbens der Naturvölker kurz und bündig das einzige Wort:

„Kapitalismus". Er fügte hinzu: „Gehen Sie bis in die Entdeckungszeit zurück, immer ist der Mammon der Hauptgrund für das Aussterben der Naturvölker. Früher war es in Amerika das Gold, heute ist es der Kautschuk. Der Kapitalismus ist gewissenlos im höchsten Grad. Er betrügt die Eingeborenen, er demoralisiert sie, er mordet sie, damit sich wenige die Taschen füllen."

Freilich darf man in vielen Fällen annehmen, daß die in der Heimat sitzenden Auftraggeber sich über die verderblichen Wirkungen und Begleiterscheinungen ihrer Unternehmungen nicht klar sind. In der Tat hat man in den europäischen und nordamerikanischen Kulturländern ganz allgemein durchaus ungenügende Kenntnis der klimatischen Verhältnisse und sonstigen Lebensbedingungen in fremden, besonders tropischen Ländern und gibt sich darum auch nicht Rechenschaft über die Folgen der zuhause in Aussicht genommenen Maßnahmen. So besteht im tropischen Klima die Tatsache, daß der Bewohner eines bestimmten Ortes hinsichtlich der Wärme und — innerhalb der Waldgebiete — auch hinsichtlich der Feuchtigkeit sich dauernd nur zwischen sehr engen Grenzwerten bewegt und darum stark leidet, sobald er in ein anderes Wärme- oder Feuchtigkeitsregime verpflanzt wird. Darum ist die Übersiedelung vom Hochland ins Tiefland und umgekehrt oder vom feuchten Gebiet ins trockene und umgekehrt, die bei uns im kühlgemäßigten Klima unschädlich ist, in den Subtropen schon manchmal bedenklich, in den Tropen aber für die Eingeborenen oft katastrophal, insofern sich selbst bei kurzem Aufenthalt schon Krankheiten einstellen können, die schwere Folgen haben, während bei längerem Aufenthalt oft zahlreiche Menschenverluste entstehen. So sind in Guatemala am Anfang dieses Jahrhunderts beim Bau einer Bahnstrecke im Tiefland in kurzer Zeit so viele Tausende von Hochlandindianern, die zur Arbeit dorthin geschickt worden waren, hinweggestorben, daß die Regierung genötigt war, Tieflandneger anzustellen, die dann auch ohne Schaden für ihre Gesundheit die Arbeit geleistet haben.

Wohl haben schon in der Eroberungszeit einzelne Spanier, wie Oviedo und Andagoya[29]), im tropischen Amerika Gelegenheit gehabt, derartige Beobachtungen zu machen, aber klar erkannt hat die Mehrheit der Kolonisatoren die Folgenschwere von Ortsveränderungen aus dem Hochland ins Tiefland und umgekehrt auch heutzutage noch nicht, weshalb vielerorts nicht die nötigen praktischen Folgerungen aus diesen Beobachtungen gezogen werden. Andererseits hat der deutsche Jesuitenmissionar Dobrizhoffer[30]) schon im 18. Jahrhundert bei den Abiponern Paraguays

bemerkt, daß für eine Indianerfamilie die Umsiedelung aus dem Wald ins offene Gelände tödlichen Ausgang nahm, und sehr zahlreich sind die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, die zeigten, daß das Verpflanzen von Indianern oder Negern aus der Grasflur in den Urwald, etwa zum Zweck des Kautschuksammelns, ebenfalls binnen kurzem mit ihrem Tod endete. Ja, selbst kurzdauernde Aufenthalte, wie sie Trägerkarawanen in Afrika oder Arbeiterpatrouillen im tropischen Amerika vielfach in ungewohnten Klimastrichen nehmen müssen, führen oft zu Siechtum und Tod.

Wenn schon die Regierungen tropischer Länder in Unkenntnis oder sträflicher Vernachlässigung gemachter Erfahrungen durch Wiederholung ähnlicher Unternehmungen den Naturvölkern häufig neue Verluste zufügen, so erfolgt noch häufiger derselbe Vorgang bei der Arbeiteranwerbung für wirtschaftliche Betriebe aller Art. Da nämlich häufig in der Nähe wirtschaftlicher Anlagen der Tropen keine Arbeiter zu gewinnen sind und man sie des Klimas wegen auch nicht aus Europa bringen kann, so hat sich der Gebrauch herausgebildet, sie aus der Nachbarschaft heranzuziehen, ohne daß Rücksicht auf Höhenlage oder Feuchtigkeitsverhältnisse genommen würde, weshalb oft zahlreiche Arbeiter sterben und zur Auffüllung der Lücken immer neue Arbeiterscharen herbeigebracht werden müssen. Geradezu erschütternd sind die Schilderungen, die Missionar van dem Burgt[31]) von den Menschenverlusten gibt, die in Ostafrika durch Heranziehung von Hochlandnegern nach den Plantagen der Küste entstanden sind — Verluste so groß, daß van dem Burgt erklärte, das Hochland würde allmählich entvölkert werden, wenn diese Art der Arbeiterbeschaffung noch länger andauern sollte!

Bedauerlicherweise bleibt es aber in manchen Gebieten nicht einmal bei der unbeabsichtigten gesundheitlichen Schädigung allein, sondern es werden die Arbeiter noch in gröblichster Weise mißhandelt und gequält, wenn nicht gar verstümmelt, und zwar nicht etwa nur im 16. Jahrhundert, aus welcher Zeit die furchtbaren Anklagen des edlen Menschenfreundes Fray Bartolomé de Las Casas[32]) vorliegen, sondern in durchaus gleicher Weise noch in der Gegenwart, wie denn am Anfang des 20. Jahrhunderts nach einwandfreien Mitteilungen entsetzliche Mißhandlungen nicht nur im Kongostaat[33]), sondern auch am Putumayo[34]) in Peru stattgefunden haben, beide Male in der Hauptsache wegen der Kautschukgewinnung. Aus letzterem Gebiet wird berichtet, daß in den Jahren 1900—1911 die Gewinnung von 4000 Tonnen Kautschuk mit einem Verlust von 30000 Indianern

verknüpft gewesen sei — ein Verlust, der ebenso unmenschlich wie unklug genannt werden muß, da durch dieses Vorgehen die Möglichkeit weiterer wirtschaftlicher Erfolge in jenem Gebiete für lange Zeit genommen worden ist.

Wenn man sieht, daß die schrecklichen Quälereien der Eingeborenen in genau gleicher Weise in ferner Vergangenheit wie in der Gegenwart verübt worden sind, so muß man vermuten, daß gleichartige Ursachen zu dieser unglaublichen Handlungsweise führen und man darf sie wohl in der Hauptsache im Tropenkoller vermuten, jener eigentümlichen, in heißen Ländern nicht selten ausbrechenden psychischen Krankheit, die namentlich Menschen von mangelhafter Selbsterkenntnis und ungenügendem inneren Halt ergreift, und zwar nach Leo Frobenius infolge von Fieber und nervöser Umbildung der Psyche, nach Koch-Grünberg infolge sadistischer Neigungen, die sich auf der Grundlage häufiger Malaria entwickelten.

Man darf allerdings zugeben, daß sowohl am Kongo wie am Putumayo die schlimmsten Übergriffe durch untergeordnete farbige Organe verübt worden sind, aber es geschah doch immerhin auf Geheiß oder wenigstens mit Duldung europäischer Auftraggeber. Über die Gesamtzahl der Opfer dieser Untaten können wir keine Angaben machen; daß sie aber zur Vernichtung oder wenigstens katastrophalen Schwächung mancher kleinen Völkchen geführt haben, ist sicher.

Selbst in Fällen, wo menschenfreundliche Behandlung stattfindet und auch gleichartiges Klima herrscht, ist Fernanwerbung noch häufig mit starken Menschenverlusten verbunden. Das beobachtet man besonders in der Südsee[35]), wo auf vielen Inseln der Feldbau Sache der Frauen ist, weshalb dort sich ein Mann nicht dazu hergibt, Feldarbeit unter den Augen der Weiber seiner Heimat zu verrichten, während er auf fremden Inseln sich ohne weiteres dieser Arbeit unterzieht. So ist denn ein ständiges Hin und Her von Arbeitern zwischen den einzelnen Inseln und wenn auch die Entfernung manchmal mehrere hundert Kilometer beträgt, so ist doch gewöhnlich das Klima noch fast gleich, so daß Akklimatisationsschwierigkeiten nicht für die Menschenverluste verantwortlich gemacht werden können. Da ich selbst 1908 längere Zeit auf einem Anwerbeschiff fuhr und auf vielen Südseepflanzungen geweilt habe, so habe ich Gelegenheit gehabt, mich persönlich von der guten Behandlung der Arbeiter auf der Fahrt und auf den meisten Plantagen zu überzeugen. Auch die Art der Verpflegung, der Bekleidung mit einfachem Lendentuch (Lavalava) und Behausung konnte als zufriedenstellend bezeichnet werden. Zudem waren in vielen Fällen ganze Gruppen

von einem und demselben Dorf auf einer Pflanzung beisammen, so daß das Angewöhnen verhältnismäßig leicht hätte erfolgen können. Aber dennoch waren die Verluste während der dreijährigen Verträge oft fürchterlich. Mußte doch der Gouverneur von Deutsch-Neuguinea in der Gouvernementsratssitzung vom 13. November 1913 zugeben, daß im sechsundzwanzigjährigen Durchschnitt rund 25% der Angeworbenen gestorben waren[36]) und Felix Speiser hat aus den Neuen Hebriden noch wesentlich höhere Zahlen berichtet. Das sind Verluste, die mitten im Frieden weit höher sind, als die Verluste, die der mörderische Weltkrieg den einzelnen kriegführenden Völkern gebracht hat!

Mit Stolz können wir freilich hinzufügen, daß in Deutsch-Neuguinea die Anwerbeverluste unmittelbar vor dem Krieg dank besserer ärztlicher Überwachung auf wenige Prozente heruntergegangen waren. Aber selbst dann bedeutet die langjährige Entfernung der gesamten männlichen Blüte der einzelnen Inseln eine ungeheuere Behinderung der Volksvermehrung, weil die zurückgelassenen Frauen ja so lange keine Kinder bekommen; und wenn die Männer schließlich wieder heimkehren, so ist nicht selten ein größerer Teil derselben krank und kommt für die Fortpflanzung nicht mehr in Betracht. Da dies alles den Eingeborenen längst bekannt ist, so begreift man die tiefe Gemütsdepression, die sich der zurückbleibenden Bevölkerung bemächtigt, wenn die Angeworbenen abziehen. Felix Speiser[37]) hat für sie einen ergreifenden Ausdruck gefunden, als er die psychische Wirkung des Abtransports der gesamten männlichen Jugend von der Neu-Hebrideninsel Vao schilderte.

Noch schlimmere Rückwirkungen auf die Volkszahl bringt die stellenweise übliche Fernanwerbung junger Mädchen hervor — eine Tatsache, die fortgeschrittene Regierungen schließlich erkannt haben, wie denn kurz vor dem Kriege die Kolonialregierung von Deutsch-Neuguinea die Anwerbung lediger Frauen auf Neu-Mecklenburg verboten hatte.

Man darf wohl annehmen, daß die veränderte Ernährung und Behausung, die andere Art der Arbeit u. dgl. zu dem Hinwegsterben so vieler Fernangeworbener beiträgt. Aber es scheint doch, daß psychische Einflüsse, vor allem Heimweh, in erster Linie die Lebenskraft und den Lebenswillen knicken.

Ganz im allgemeinen hat jedenfalls das Bewußtsein der überwältigenden Überlegenheit der europäischen Kultur das Seelenleben der Eingeborenen tief beeinflußt und ihre bisherigen Anschauungen erschüttert, und zwar

selbst auf religiösem Gebiet. Friederici sagt darüber sehr anschaulich[38]): „Die großen Schiffe mit ihren Kanonen, Flinten und all den erstaunlichen Kultur- und Gewaltmitteln europäischer Kultur ließen den Eingeborenen ihre Besitzer wie eine Art Götter erscheinen, deren Macht größer war als ihre eigene und die ihrer Götter, die sie bisher für das Höchste im Himmel, auf Erden und unter der Erde gehalten hatten. Der Glaube an die Macht ihrer Götter geriet ins Wanken. In den Zeiten ihres unberührten Heidentums war dieser Glaube groß und unerschütterlich gewesen. Ein Priester oder Schamane, an dessen Gott man glaubte, konnte zu einem gesunden kräftigen Manne sagen: „Der Finger des Todes zeigt auf dich, morgen Nacht, wenn der Mond voll wird, wirst du uns verlassen!" Und der Mann starb. Er konnte einem schon dem Tode Nahen sagen: „den Todeszauber, den ich vergraben hatte, habe ich wieder entfernt; du wirst leben!" Und der Mann wurde gesund. Der Priester war wohl in der Lage, Krankheiten, die nicht jenseits aller menschlichen Hilfe waren, durch diesen starken Glauben seiner Patienten an ihn und seinen hinter ihm stehenden Gott zu heilen. Dieser Glaube geriet nun ins Wanken und ging auf den Missionar über und dessen Gott, der offenbar mächtiger war. Wir wissen von regelrechten Zweikämpfen mit geistigen Waffen zwischen Heidenpriestern und Missionaren beider Konfessionen, gewöhnlich von letzteren provoziert und von ersteren im Gefühl ihrer schwindenden Macht ungern angenommen. Wir hören dann, wie der geschlagene Priester sich voll Verzweiflung aufhängt oder aber — wie der Oberpriester von Mangareva — der treueste Anhänger des stärkeren Gottes wird".

Wir verstehen, daß bei Leuten, die durch psychische Depression bis zum Selbstmord getrieben werden können, lastende Gemütsstimmung den ganzen Lebensmut brechen und jedes Vertrauen in die Zukunft rauben kann, so daß schließlich bei den lange verlassen gewesenen Frauen selbst nach der Rückkehr der Männer der Wunsch nach Nachkommenschaft nicht wieder kommt, weil sie für kommende Geschlechter nur Jammer und Leid voraussehen. „Wozu auch Kinder bekommen, da denselben doch kein frohes, befriedigendes Leben bevorstehen würde?" frägt sich die Frau. Dabei ist zu bedenken, daß Mann und Frau in Ländern, wo es keine Milchtiere gibt, weit mehr Entbehrungen auf sich nehmen müssen, als in unseren Gegenden, weil die Mütter sehr lange, vielfach über zwei Jahre lang, stillen müssen und ihre Männer während dieser Zeit auf Enthaltsamkeit angewiesen sind. Aber diese Unannehmlichkeiten waren so lange von beiden Teilen gerne

getragen worden, als ihnen eine reichliche Nachkommenschaft notwendig erschien, und das war in ihren Augen nach Friedericis Auffassung der Fall gewesen, als sie noch ganz auf sich selbst angewiesen waren und häufig Kriege bestehen mußten, also männlicher Nachkommenschaft zur Verteidigung, weiblicher für den Feldbau und damit für die Volksernährung bedurften. Darum glaubt auch Friederici[39]), daß der Volksrückgang in der Südsee durch das von der europäischen Herrschaft bewirkte Aufhören der zahlreichen Stammes- und Dorfkriege mitveranlaßt sei. Diese hatten ja an sich vor der Einführung der europäischen Schußwaffen wenig Verluste gefordert, andererseits aber hatten sie wegen der zur Vorbereitung notwendigen ständigen Übung in den üblichen Waffen, namentlich den schweren langen Speeren, viel zur Ertüchtigung der jungen Leute beigetragen. Ebenso hatte die einst auf den Marshallinseln geübte Hochseeschiffahrt die Eingeborenen in Mannesmut und gründlichen Schiffahrtskenntnissen erzogen, weshalb das Verbot dieser allerdings gefährlichen Übung durch die deutsche Regierung wohl einigen mutigen Männern das Leben gerettet haben wird, aber zugleich auch der Gesamtheit des Volkes eine Körper, Verstand und Charakter stählende Betätigung geraubt hat, die wirtschaftlich und sportlich zugleich gewesen war. Mit der Abschaffung der Kriege und der Hochseeschiffahrt ist demnach nach Friederici in der Südsee eine körperliche und geistige Verweichlichung des Volkes verbunden gewesen, da die heranwachsende Jugend keine großen wichtigen Aufgaben mehr vor sich sah[40]).

IV.

Anders als in den Tropen und in den subpolaren Landgebieten liegen die Dinge in den gemäßigten Gürteln, wo der Weiße keine Akklimatisationsschwierigkeiten hat. Dort gilt die Devise „Land ohne Volk" in schroffster Form. Überall und bis in die neueste Zeit herein sind darum in dünn bevölkerten Ländern gemäßigten Klimas die Europäer unersättlich vorgedrungen und haben den Eingeborenen ihr Land weggenommen. Das geschah anfangs häufig in der Form des Kaufes, wobei aber die Eingeborenen, vermöge kommunistischer Landeigentumsauffassung, oft gar nicht wußten, daß es sich um dauernde Abtretung des betreffenden Landstückes und nicht bloß um gelegentliche Benutzung eines Teiles davon handeln sollte. Sobald die Weißen an Zahl und Macht zugenommen hatten, pflegten sie nachzudrängen und weiteres Land in Besitz zu nehmen, wobei sie den Raub vor

ihrem anklagenden Gewissen mit hochtönenden unwahren Reden dürftig beschönigten. Sie zwangen die Eingeborenen, immer tiefer ins Innere des Gebietes zurückzuweichen, von wo sie dann nach einiger Zeit wiederum vertrieben wurden. Oft geschah das Verdrängen unmittelbar durch Krieg, wobei aber in den meisten Fällen das Unrecht auf Seite der Weißen war. Oft erfolgte die Verdrängung aber auch mittelbar, indem die Weißen das Wild wegschossen, das die Hauptnahrungsquelle und gewissermaßen das Nationalvermögen der Eingeborenen gewesen war, so daß diese aus Hunger sich genötigt sahen, Gegenden aufzusuchen, die noch Jagdwild besaßen. In wieder anderen Fällen zäunten die Weißen große Grasflächen mit Stacheldraht ein und machten damit den Eingeborenen das früher geübte Jagen oder Sammeln unmöglich. Auch kam es vor, daß die Europäer durch Niederschlagen der Wälder oder regelmäßiges Abbrennen der Grasfluren das Wild verscheuchten, dem Jägervölker nun nachziehen mußten. Fast immer waren es ungünstigere Gegenden, die die neue Heimat der Eingeborenen wurden und immer enger wurde der Bereich, innerhalb dessen sich die ehemaligen Besitzer des gesamten Landes ansiedeln konnten. Oft war die Nahrungsbeschaffung für sie dort schon so erschwert, daß sie sich dann und wann im Hunger am Vieh oder an den Schafen der Weißen vergriffen, was dann vielfach zu wahren Vernichtungskriegen gegen sie führte. Übereinstimmend wird aus den verschiedensten Erdteilen berichtet, daß das Töten von Eingeborenen gang und gäbe war, ohne daß von seiten der Obrigkeit eingeschritten worden wäre, und wo derartige Fälle in den Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert doch vor Gericht kamen, endigten sie meistens mit Freisprechung. In Südafrika erhielten die Buren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sogar geradezu den Auftrag [41]), die als Viehräuber mißliebig gewordenen Buschmänner zu vernichten und nur ihre Frauen und Kinder zu schonen, um sie unter sich zu verteilen. Heinrich Schurtz [42]) fügt bitter hinzu, daß für zahlreiche Kolonisten die Jagd auf Buschmänner ein ebenso erlaubter Sport war, wie die auf Gazellen oder Strauße. Nicht viel anders war es stellenweise in Australien, wo die Verdrängung der Eingeborenen noch vielfach die Folge hatte, daß sie dadurch in die Jagdgebiete feindlicher Stämme gelangten, die das Betreten ihres Reviers als totwürdiges Vergehen ahnden konnten. In Tasmanien aber wurde 1830 von Gouverneur Arthur sogar eine regelrechte Treibjagd veranstaltet, um die Eingeborenen in einen kleinen Distrikt hineinzudrängen — freilich ohne Erfolg! [43])

Wenn man in Tasmanien 1829 Fangprämien auf Eingeborene ausgesetzt hat, so wurden in Nordamerika nicht nur im 18., sondern auch noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Preise auf erbeutete Skalpe bezahlt. Im Feuerland aber, wo die Onas nach dem Aufkommen der Schafzucht sich durch Schafdiebstähle verhaßt gemacht hatten, wurde sogar noch 1886 ein Preis von 1 Pfund Sterling für jedes Paar Ohren von Feuerländern ausgesetzt[44]).

Am besten bekannt ist der Verdrängungsvorgang im Gebiet der Vereinigten Staaten[45]). Die Franzosen und ihre englischen Nachfolger in Kanada pflegten und pflegen ein freundliches Verhältnis zu den Indianern. Auch die Holländer kamen in ihrem beschränkten Gebiet während der kurzen Dauer ihrer Herrschaft verhältnismäßig gut mit ihnen aus. Die puritanischen Pilgerväter aber, die 1620 nach Neuengland gekommen waren, sahen alsbald in den Indianern die Kanaaniter des alten Testaments, welche fortgefegt werden müßten vor den Heiligen des Herrn und ausgerottet mit der Schärfe des Schwerts. Nach demselben Grundsatz handelten denn auch vielfach die späteren Einwanderer, obgleich ihnen die Indianer anfänglich freundlich entgegenkamen und erst im Lauf der Zeit in feindselige Stimmung gerieten, als die Europäer immer und immer wieder die Verträge brachen und Gutes mit Bösem vergalten.

Das Schlimmste aber war wohl, daß im 18. Jahrhundert hier, wie später in Australien, Tasmanien und anderen Ländern europäische Regierungen Sträflinge angesiedelt haben, die nun ihre bösen Triebe an den Eingeborenen ausließen und damit die Atmosphäre vergifteten. Nicht viel besser waren später in den Vereinigten Staaten die Grenzer, Trapper, Händler und Soldaten der Außenposten, selbst die Agenten der Regierung, die häufig die Indianer in schamloser Weise betrogen, besonders wenn diese unter dem Einfluß des geliebten Feuerwassers nicht mehr zurechnungsfähig waren. Das schlimmste aber war der unersättliche Landhunger der nachdringenden Weißen, der zu immer neuen Reibungen und Kriegen führte. Die Indianer wußten genau, daß dieser Landhunger ihr Verderben war und als die Ohio-Indianer in der Schlacht von St. Claire die feindliche Armee geschlagen hatten, stopften sie die Mundhöhlen der Erschlagenen mit Erde voll, damit diese wenigstens im Tode ihre Landgier befriedigen könnten!

Weiter und weiter wurden die Indianer nach Westen gedrängt. Selbst in dem Fall, daß sie auf ihrer ererbten Scholle ein erhebliches Maß von Kultur erreicht hatten, eigene Schulen, Kirchen und Wege unterhielten und sogar

ein eigenes Schriftsystem besaßen, wie die Cherokesen in Georgia, waren sie ihres Besitzes nicht sicher, da die Habgier der benachbarten Weißen ihr fruchtbares Land begehrte. Schließlich kam es 1837 wirklich dahin, daß das ganze Volk der Cherokesen unter militärischer Eskorte über 1000 Kilometer weit westwärts nach dem Indianerterritorium wandern mußte, um dort „zivilisiert“ zu werden! Bei dieser Völkerwanderung, deren Kosten zudem der Stamm selbst tragen mußte, sind 22% der 18000 Seelen dieses Volkes gestorben, und ähnliche Erfahrungen hat man bei zahlreichen früheren und späteren Überführungen ganzer Stämme gemacht; gar manches Mal war es der Beginn des Aussterbens, das durch klimatische Schwierigkeiten, durch Krankheiten und durch vielfachen Betrug der Agenten bei der Lieferung von Nahrungsmitteln oder sonstigen Bedarfsartikeln noch beschleunigt worden ist. Dazu kam, daß natürlich auch die zahlreichen Kämpfe ihr Teil zum Hinschwinden der Stämme beitrugen und nicht minder die Ungunst der Landräume, die ihnen als Reservationen angewiesen worden sind und deren gesamte Fläche gegenwärtig in den Vereinigten Staaten nur noch ein Sechzigstel des früher von den Indianern bewohnten Landes ausmacht.

Gewiß muß man vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zugeben, daß es in unserer Zeit, in der es bereits Mühe macht, die wachsende Menschheit genügend zu ernähren, nicht mehr angeht, daß Riesenflächen, wie die Prärien, die vielen Millionen Menschen Nahrung geben können, einigen Hunderttausend Indianern zum alleinigen Wohnsitz überlassen bleiben. Aber die rücksichtslose Art, in der sie ihres Landes beraubt worden sind, muß doch empörend genannt werden, besonders wenn man bedenkt, daß ihnen in Hunderten von feierlichen Verträgen immer für ewige Zeiten gewisse Ländereien zugesprochen worden sind, die man ihnen dann später doch wieder genommen hat!

V.

Wenn wir das Gesagte im Geist noch einmal an uns vorüberziehen lassen, so bemerken wir, daß die weiße Rasse sich an vielen Naturvölkern in schwerster Weise versündigt und den Keim des Aussterbens in sie hineingetragen hat. Grauenvoll sind die Bilder, die sich bei manchen dieser Vorgänge vor uns entrollt haben und es ist uns nur ein Trost zu wissen, daß zu allen Zeiten doch auch geistliche und weltliche Menschenfreunde mutig für die leidenden Eingeborenen eingetreten sind und ihr Los gelindert haben von dem großen

Indianerbeschützer Fray Bartolomé de las Casas an bis zu Albert Schweitzer, der gegenwärtig im tropischen Afrika zwischen Wasser und Urwald gleich vielen Missionsärzten, Missionaren und warmherzigen Beamten bestrebt ist, den Eingeborenen in ihren leiblichen und geistlichen Sorgen zu helfen.

Wenn wir den gesamten Zeitraum seit der ersten Berührung der Europäer mit überseeischen Völkern kritisch überblicken, so müssen wir leider sagen, daß nur stellenweise ein Fortschritt in der Behandlung der Ureinwohner erfolgt ist, während bis in unsere Zeit herein an manchen Orten dieselben Mißhandlungen und Mißgriffe immer wieder vorkommen wie am Ausgang des Mittelalters; ja wir müssen sogar sagen, daß nur die neueste Zeit es fertig gebracht hat, tropische Eingeborene auf Jahre hinaus als Soldaten und Arbeiter in die gemäßigte Zone überzuführen, obgleich jeder verständige Arzt sich darüber klar sein muß, daß damit den Kindern der heißen Sonne ein sehr hohes Risiko an Gesundheit und Lebenswahrscheinlichkeit zugemutet wird!

Wir sehen so, daß gewisse Völker gegenwärtig noch härter und rücksichtsloser handeln, als es im Entdeckungszeitalter der Fall gewesen war, indem sie die Entwicklungsmöglichkeiten der ihnen anvertrauten kulturarmen Völker bewußtermaßen beeinträchtigen, um ihre eigene militärische und wirtschaftliche Macht zu stärken!

Aber freilich die gegenwärtigen Hauptmächte der Erde begnügen sich nicht mehr mit der Unterdrückung der Kulturarmen, sondern machen nicht einmal Halt vor einem der ersten Kulturvölker der Erde — vor dem deutschen Volke. Wie die europäischen Machthaber vielfach den Naturvölkern ihren Wohn- und Nährraum beschnitten haben, so haben sie es auch mit uns gemacht. Sie haben uns die Kolonien geraubt, die wir — allen Lügen zum Trotz! — geradezu vorbildlich und unter verständnisvoller Fürsorge für die Eingeborenen entwickelt hatten, wie ich aus eigener Anschauung in Deutsch-Neuguinea feststellen konnte, und haben dadurch unserer Industrie den nötigen Rohstoffboden genommen, ohne uns den auf 100 Milliarden Mark anzuschlagenden Wert der Kolonien auf das Reparationskonto anzurechnen. In Europa aber haben sie uns den ererbten Heimatraum geschmälert und auf diese Weise unsere Entwicklungsmöglichkeiten noch weiter eingeengt. Unsere Feinde haben uns ferner den allgemeinen Militärdienst genommen und damit jene große Schule des Körpers und Geistes, die Disziplin, Entschlußkraft und Gewandtheit bis in unsere fernsten Hütten

getragen hatte. Unsere Gegner wollen uns außerdem (unter dem fadenscheinigen Vorwand, daß wir die alleinige Schuld am Weltkrieg hätten!) auf Jahrzehnte hinaus schwere Geldlasten aufbürden — Lasten, so schwer, daß sie eine Verskavung des ganzen Volkes auf lange Zeit bedeuten würden und auf dem Wege der Überfremdung sogar zum Verlust eines erheblichen Teiles unseres Bodens und sonstigen Besitzes selbst innerhalb des Reiches führen müßten. Hört man ja doch schon heute, daß slavische Nachbarn im bayerischen Wald und in Ostpreußen deutsche Güter in großer Zahl aufkaufen und damit Bresche in den bisher rein deutschen Wohn- und Nährraum schlagen! Und wenn sich bei uns zur Zeit bereits ein erschreckender Rückgang der Geburten[46]) zeigt, so ist das eine Erscheinung, die zum Teil aus derselben Ursache entspringt, die bei Naturvölkern wirksam ist: aus dem mangelnden Vertrauen in eine glückliche Zukunft des nachfolgenden Geschlechtes.

Wir können nicht umhin, diese düsteren Tatsachen mit festem Auge zu erfassen. Aber, meine lieben Kommilitonen! so schwarz auch die Wolken am Firmament unseres Volkes sind, so wollen wir uns doch die Zuversicht auf einen künftigen Wiederaufstieg nicht rauben lassen! Unser Volk hat schon so manchen Tiefstand erlebt und ist doch wieder hochgekommen. Es wird auch diesen Tiefstand überwinden!

Halten Sie den Kopf hoch und den Nacken steif bei allem, was auch kommen mag, und sorgen Sie durch eifrige Pflege der Leibesübungen und des Sports sowie durch eindringendes Studium dafür, daß Ihr Körper gewandt und Ihr Geist entschlußkräftig und klar werde! Denn ein mutiges und starkes Geschlecht muß in unserer Heimat wohnen, wenn dereinst der Tag kommt, an dem die Sonne des Glücks wieder unserem lieben deutschen Volke scheinen wird!

Anmerkungen.

[1]) Der Stoff für diese Rede beruht neben Literaturstudium (s. unten) auf eigenen Beobachtungen in Mittelamerika (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie II, S. 383 bis 412 und VI, S. 44—58) und der Südsee (Ergänzungsheft 3 der Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten S. 95ff.), ferner auf mündlichen und brieflichen Mitteilungen von Georg Friederici, Th. Koch-Grünberg, Felix Speiser, Martin Gusinde, E. Gratzl und auf meiner eigenen Schrift: Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie 1916/17, S. 268—320 und 417—439).

[2]) Anthropologie der Naturvölker. 6 Bände. Leipzig 1859—1872 (Bd. V² und VI besorgt von Georg Gerland). Außerdem Oskar Peschel, Völkerkunde, 7. Aufl., Leipzig 1897, S. 153ff. und Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien 1900, S. 78ff.

[3]) Über das Aussterben der Naturvölker. Leipzig 1868.

[4]) Anthropogeographie, II. Teil, Stuttgart 1891, S. 330—398.

[5]) Bessere Bewaffnung und Taktik verlieh natürlich eine erhöhte Widerstandskraft gegenüber den Weißen, wie denn diese verhältnismäßig spät erst die mit Eisenwaffen versehenen Neger Afrikas unterwarfen. Und zum langen Ausdauern der Karaiben auf den kleinen Antillen trugen deren von den Spaniern gefürchteten Giftpfeile ebenfalls ihr Teil bei.

[6]) A. a. O. S. 293f. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß die Beengung des Lebensraumes im Mittelalter nur im Verhältnis zu den geringen Erträgnissen des Bodens beim damaligen Stand der Landwirtschaft zu verstehen ist.

[7]) Tatsächlich pflegten die Spanier am Anfang des 16. Jahrhunderts vor Beginn von Kampfhandlungen in ihrer den Indianern völlig unverständlichen Sprache diesen Rechtsgrund ausführlich darzulegen und durch einen Schreiber (d. i. Notar) die Verlesung beglaubigen zu lassen. Diese von Dr. Palacios Rubio verfaßte „Formula auténtica“ hatte (nach José Milla, Historia de la América Central, Guatemala 1879, I, S. 27 bis 29) folgenden Wortlaut:

Formula auténtica von Dr. Palacios Rubio.

1. Von Seite des höchsten, mächtigsten und katholischsten Verteidigers der Kirche, des immer siegreichen und nie besiegten, des großen Königs Don Fernando V., Königs von Spanien, der beiden Sizilien, von Jerusalem, Indien, den Inseln und dem Festland des Ozeans usw., Bezwingers der barbarischen Völker — und der höchsten und mächtigsten Frau Königin Doña Johanna, seiner teueren und geliebten Tochter —, unserer Herrin, tue ich (. . . . . Name des Führers!), ihr Diener, Bote und Hauptmann Euch kund und lasse wissen, so gut ich kann, daß Gott unser Herr, der Einige und Dreifältige, schuf Himmel und Erde und einen Mann und ein Weib, von dem wir und Ihr und alle Menschen der Welt waren und sind abgestammt und hervorgebracht, und alle, welche nach uns kommen werden. Aber bei der Menge, welche von der Nachkommenschaft derselben seit den 5000 und mehr Jahren seit Schaffung der Welt herrührt, war es nötig, daß die einen Menschen nach einer Seite und andere nach anderen Teilen gingen und sich in viele Königreiche und Provinzen verteilten, da sie sich in einer einzigen nicht ernähren und erhalten können.

2. Von allen diesen Menschen gab Gott, unser Herr, einem, der St. Peter heißt, das Amt, daß er der Fürst aller Menschen der Welt wäre, ihr Herr und Oberer, dem alle gehorchen sollten, und daß er das Haupt des ganzen Menschengeschlechts wäre, wo immer auch Menschen lebten und wären und wes Gesetzes, Sekte oder Glaubens. Und er gab ihm die ganze Welt zu seinem Königreich und Herrschaft und Rechtsprechung.

3. Und zugleich hieß er ihn seinen Stuhl aufsetzen in Rom als dem geeignetsten Platz, um die Welt zu regieren; aber er erlaubte ihm auch, daß er könnte sich aufhalten und seinen

Stuhl an irgend einem andern Ort der Welt aufsetzen, und richten und regieren alle Menschen, Christen und Mohren und Juden und Heiden, und von welcher Sekte oder Glauben sie auch sein mögen.

4. Diesen nannte man Papst, was heißen will, der Bewunderungswerte, höchster Vater und Bewahrer, weil er ist Vater und Bewahrer aller Menschen.

5. Diesem St. Peter gehorchten und hatten als Herrn und König und Oberen der Welt diejenigen, die in jener Zeit lebten; und ebenso hat man es gehalten mit allen anderen, die nachher zum Pontifikat erwählt worden sind, und so ist es geblieben bis jetzt und so wird es bleiben, bis die Welt aufhört.

6. Einer der vergangenen Päpste, welcher auf jenem Stuhl und in jener Würde nachfolgte, wovon ich gesprochen habe, als Fürst und Herr der Welt, machte eine Schenkung dieser Inseln und des Festlandes des Ozeans an die Genannten, König und Königin und ihre Nachfolger, unsere Herren, mit allem, was es da gibt, wie in den Schriftstücken, die darüber handeln, geschrieben steht, und die Ihr sehen könnt, wenn Ihr wollt. So sind also Ihre Hoheiten Könige und Herren dieser Inseln und des Festlands kraft genannter Schenkung. Einige Inseln oder fast alle, denen dies mitgeteilt worden ist, haben diese Könige und Herren dieser Inseln und des Festlandes als ihre Hoheiten angenommen und gehorchen und dienen ihnen, wie Untertanen tun müssen; mit gutem Willen und ohne jeden Widerstand, sofort ohne Aufschub, gehorchten sie, sobald sie von dem Erwähnten benachrichtigt waren und nahmen die Männer und Geistlichen auf, welche Ihre Hoheiten schickten, damit sie ihnen predigten und unsern heiligen christlichen Glauben ihnen allen lehrten, aus ihrem freien und geneigten Willen, ohne Preis oder Bedingung; und sie wurden Christen und sind es und Ihre Hoheiten nahmen sie froh und wohlwollend auf und heißen sie so behandeln, wie ihre andern Untertanen und Vasallen, und Ihr seid gehalten und verpflichtet, dasselbe zu tun.

7. Infolgedessen bitte und ersuche ich Euch, so gut ich kann, daß Ihr wohl höret, was ich Euch gesagt habe, und es hinnehmt, um es zu verstehen und darüber nachdenkt die Zeit, die recht ist, und daß Ihr die Kirche anerkennt als Herrin und Oberin des Universums, und den höchsten Pontifex, genannt Papst, in ihrem Namen; und den König und die Königin an Seiner Statt als Herren und Obere und Könige dieser Inseln und des Festlandes, kraft der genannten Schenkung, und daß Ihr zugebt und erlaubt, daß diese religiösen Väter Euch das Genannte erklären und predigen.

8. Wenn Ihr so tun werdet, tut Ihr gut und das, wozu Ihr gehalten und verpflichtet seid, und Ihre Hoheiten und ich in Ihrem Namen werden Euch aufnehmen mit aller Liebe und Güte und sie werden Eure Weiber und Kinder und Güter freilassen ohne Dienstleistung, damit Ihr damit und mit Euch frei tuet, alles, was Ihr wollet und für gut haltet, und sie werden Euch nicht drängen, Christen zu werden, es sei denn, wenn Ihr, von der Wahrheit unterrichtet, Euch zu unserem heiligen katholischen Glauben bekehren wolltet, wie es fast alle Einwohner der übrigen Inseln getan haben. Und infolge davon werden Ihre Hoheiten Euch viele Privilegien und Ausnahmen geben und Euch viele Gnade erweisen.

9. Wenn Ihr es nicht tun solltet und darin böswillig Aufschub machtet, so teile ich Euch mit, daß ich mit der Hilfe Gottes gewaltig gegen Euch auftreten werde und Krieg führen werde überall und auf alle Weise, die ich kann, und Euch unterwerfen werde dem Joch und Gehorsam gegen die Kirche und Ihre Hoheiten, und daß ich Eure Personen und die Eurer Weiber und Kinder nehmen und zu Sklaven machen werde und als solche sie verkaufen und darüber verfügen werde, wie Ihre Hoheiten befehlen würden; und ich werde Euch Eure Güter nehmen und werde Euch alle Übel und Schäden zufügen, die ich kann, als Vasallen, die ihrem Herrn nicht gehorchen und ihn nicht aufnehmen, ihm Widerstand leisten und widersprechen. Und ich protestiere, daß die Todesfälle und Schäden, die daraus erwüchsen, Euch zur Schuld gerechnet werden und nicht Ihren Hoheiten, noch

mir, noch diesen Rittern, die mit mir kamen. Und wie ich es sage und ersuche, so fordere ich den anwesenden Schreiber auf, es mir zu Protokoll zu geben.

[8]) Ratzel, a. a. O. S. 356.

[9]) K. Sapper, Über Akklimatisation in den Tropen. (Sitzungsberichte der physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg 1919, S. 1—12). Derselbe, Auswanderung und Tropenakklimatisation. Würzburg 1921.

[10]) K. Sapper, In den Vulkangebieten Mittelamerikas und Westindiens. Stuttgart 1905, S. 251.

[11]) K. Sapper, Nachrichten über Zukunftsaussichten der Eskimobevölkerung von Grönland und Labrador. (Petermanns Mitteilungen 1918, S. 210—218.)

[12]) K. Sapper, Amerika. Eine Übersicht des Doppelkontinents. II. Berlin und Leipzig 1923 (Göschen) S. 47.

[13]) Die Neger in den Vereinigten Staaten (Koloniale Rundschau 1915, S. 504—540).

[14]) Obgleich die Europäer für ihre Wohn- und Wirtschaftszwecke gewisse Landflächen in den Tropen wie den subpolaren Landgebieten benötigten und tatsächlich in Besitz nahmen, verblieb doch — zwar nicht rechtlich, aber doch praktisch — der größte Teil den Eingeborenen, während in den gemäßigten Zonen diesen gewöhnlich nur eine kleine Landfläche mit schlechtem Boden und Klima überlassen wurde.

[15]) Die einstige Erzeugnisarmut Afrikas lockte die Europäer nicht zur Besitznahme größerer Landflächen, so daß auf diesem Erdteil lange Zeit die sonst so brennende Landfrage keine wesentliche Rolle spielte.

[16]) W. Frantzen, Die geographische Verbreitung und wirtschaftsgeographische Bedeutung der Tsetse-Fliege. Diss. Würzburg 1927.

[17]) Georg Friederici, Indianer und Angloamerikaner. Braunschweig 1900, S. 22f.

[18]) Sehr zahlreich sind die Mitteilungen über die schädliche Wirkung zu reichlicher Kleidung in den Tropen. Wie rasch dieselbe manchmal sich einführte, zeigte G. Friederici sehr anschaulich am Beispiel von Mangarewa (Tuamotus) in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1910, S. 57ff. Daß selbst in der gemäßigten Zone reichliche Bekleidung bei Primitiven schädlich sein kann, hat neuerdings W. Koppers hervorgehoben („Die englisch-anglikanische Mission unter den Yamana auf Feuerland 1856 bis 1916" S. 139).

[19]) H. ten Kate, in Kroebers Ethnologische Onderzoekingen in Californie (Tijdschr. van het Kon. Nederl. Aardrijkskund. Genootschap, 2. Ser. deel XLIV, 1927, S. 1057) J. Mooney, im Handbook of American Indian, Washington 1907, I, S. 895 b. Stöcklein, Der Neue Welt-Bott" Bd. XIV, S. 89. Robert L. Stevenson, In the South Seas. Leipzig 1901, I, S. 68.

[20]) Tatsächlich bringen die seit 4 Jahrhunderten christianisierten Indianer Guatemalas noch oft heidnische Opfer dar, obgleich sie im christlichen Kirchendienst ebenfalls sich eifrig betätigen: K. Sapper, Über Brujeria in Guatemala (XXI. Internationaler Amerikanistenkongreß in Göteborg 1924, S. 391—405).

[21]) Otto Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig 1894, S. 188—191 nach Las Casas und Oviedo.

[22]) Sapper in den Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Hamburg 1902, S. 195ff. und in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 147, II. Teil, Ansiedelung von Europäern in den Tropen S. 42ff.

[23]) Reisen durch Südamerika. Leipzig 1866—69, II, S. 261ff. Amtlich war allerdings die Indianersklaverei schon 1758 abgeschafft worden. Der Arbeitswert der indianischen Sklaven war weit geringer als der der afrikanischen, wie denn in Ceará im 17. und 18. Jahrhundert ein Neger mit 47 Ochsen, 1 indianischer Sklave mit 2—3 Ochsen bezahlt wurde (H. Lufft, Geschichte Südamerikas II. Berlin und Leipzig, Göschen, 1913, S. 59). Brasilianische Indianersklaven kamen im 17. Jahrhundert auch nach Westindien, wurden aber dort viel milder behandelt als die afrikanischen Neger, wie Du Tertre (Histoire générale

des Antilles habitées per les François. Paris 1667, II, S. 486ff.) zeigte. Vgl. Sapper, In den Vulkangebieten S. 229.

[24]) Peter Leonard, The western coast of Africa. Philadelphia 1833, S. 94.

[25]) The last journals of David Livingstone (by H. Waller). London 1875. I, S. 56, 62, 97—107, 222, 306; II, S. 105, 108, 119, 133ff., 212.

[26]) Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas 1886/87. Frankfurt a. O. S. 115, 142ff., 156, 193ff.

[27]) John Inglis, Report of a Missionary Tour in the New Hebrides in „Journal of the Ethnological Society of London, vol. III (London 1854, S. 58). Friederici im Globus Bd. XCI, S. 325.

[28]) D. H. Christ-Socin, Der Kampf um die Freiheit der Arbeit in den portugiesischen Kolonien Westafrikas. (Koloniale Rundschau 1914, S. 5—23.)

[29]) Oviedo, Historia general y natural de las Indias. 4 Bände. Madrid 1855. IV, 347. Pascual de Andagoya in Coleccion de los Viajes y Descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles desde fines del siglo XV, por D. Martin Fernandez de Navarrete. Tomo III, Madrid 1880. S. 416; B. de Las Casas, De las Antiguas Gentes del Perú. Madrid 1892, S. 153; Derselbe, Tres Relaciones de Antigüedades Peruanas. Madrid 1879, S. 70—72.

[30]) Martinus Dobrizhoffer, Historia de Abiponibus. Viennae 1784. 3 Bde. Ratzel, a. a. O. S. 226.

[31]) Koloniale Rundschau 1913, S. 705—728 und 1914, S. 24—27. Vgl. auch in derselben Zeitschrift 1914, S. 133 und 267ff.

[32]) „Istoria ó brevissima relatione della distrvttione delle Indie Occidentali." Venetia 1606. Deutsch von D. W. Andreae, Die Verheerung Westindiens. Berlin 1790.

[33]) Christ-Socin, Der Kongoneger (Koloniale Rundschau 1909, S. 225ff.). M. Büchler, Der Kongostaat Leopolds II. Zürich und Leipzig 1912, S. 460ff. L. Frobenius, Im Schatten des Kongostaates. Berlin 1907, S. 289ff.

[34]) W. E. Hardenburg, The Putumayo. The Devil's Paradise. London (o. J.). Vgl. ferner Th. Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern. Stuttgart 1909, I, S. 35, 243, 258 260—262; II, S. 2. F. Stegelmann, Die Indianer des Rio Envira. Globus 83, S. 135 und 137. E. Nordenskiöld, Indianer och Hvita i Nordöstra Bolivia. Stockholm 1911. 17. u. 18. Kapitel. Derselbe, Indianerleben. Leipzig 1912, S. 142ff.

[35]) G. Thilenius, Die Arbeiterfrage in der Südsee. Globus LXXVII, S. 69—72. K. Sapper im Ergänzungsheft 3 der Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten S. 100ff. Felix Speiser, Südsee, Urwald, Kannibalen. Leipzig 1913.

[36]) K. Sapper in Mitteilungen der Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen zu Straßburg i. E. 1913, S. 90.

[37]) A. a. O. S. 72f.

[38]) Ein Beitrag zur Kenntnis der Tuamotu-Inseln. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1910, S. 60f.

[39]) Ergänzungsheft 3 der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten S. 99f.

[40]) Passarge hat in gleichem Gedankengang auf die Verweichlichung unseres Volkes durch die weit getriebene soziale Fürsorge hingewiesen, wobei freilich das außerordentlich viele Gute, das sie schafft, nicht übersehen werden darf.

[41]) Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaft. Basel 1852, S. 14f.

[42]) A. a. O. S. 82.

[43]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, VI. Leipzig 1872, S. 819. Der Kostenaufwand der Treibjagd betrug 70 000 Pfund Sterling!

[44]) Herr van Waterschoot van der Gracht berichtete darüber (Paul Sarasin, Über die Aufgaben des Weltnaturschutzes. Basel 1914, S. 60f.): „Die erste Schaffarm auf

Feuerland datiert vom Jahre 1884. Die Eingeborenen machten sich unangenehm bemerkbar durch Stehlen dieser „weißen Guanacos". Es folgte eine Strafexpedition im Jahre 1886, die unnötig hart auftrat und die Rassenfehde entfesselte. Bald wurde eine Prämie von 1 Pfund Sterling auf jedes Paar Ohren von Feuerländern ausgesetzt und dies brachte es mit sich, daß allerlei Gesindel den ertragreichen Beruf der Menschenjäger aufnahm. Zwei von diesen haben sich dadurch besonders ausgezeichnet, daß sie mit Strychnin arbeiteten. Chile hat zum Schluß eingegriffen und man veranstaltete große Kesseltreiben durch Soldaten." (Vgl. auch M. Gusinde, „Die Feuerländer einst und jetzt" in den Mitteilungen der deutschen Amerikanistenvereinigung, Heft I, Würzburg 1926.)

Ähnliche Lebensbedingungen primitiver Völker finden sich auch stellenweise in Südafrika. So schreibt v. Luschan darüber (P. Sarasin, a. a. O. S. 58f): „In Britisch-Südafrika habe ich im ganzen 41 Buschmänner gesehen, 2 in Freiheit, alle übrigen in Zuchthäusern. Jeden einzelnen von diesen habe ich gefragt, wie viele Kinder er habe, und jeder einzelne antwortete, er hätte kein einziges oder keines mehr. So stirbt vor unseren sehenden Augen ein interessantes, begabtes und liebenswürdiges Volk aus, einfach weil eine kurzsichtige Eingeborenenpolitik nicht versteht, daß Menschen nicht von heute auf morgen von der Jagd zum Ackerbau übergehen können. Der Fleischhunger des Buschmanns muß gestillt werden; mit der Jagd ist es vorbei; da muß er Schafe stehlen, wenn er nicht verhungern will und er stiehlt wirklich, obwohl er weiß, daß ihn Stockstreiche und Zuchthaus erwarten. Warum aber die Kolonialregierung nicht irgendwo, etwa in den endlosen Steppen von Betschuanaland, eine Art Reservation für ihre Buschmänner anlegt und ihnen ab und zu einmal ein Paar Dutzend Schafe schenkt, das begreife ein anderer. Überall werden in Menagerien Raubtiere gefüttert, und alle Kulturstaaten haben Schongesetze für seltene Pflanzen und Tiere, nur die letzten Reste des Volkes, das eine wichtige frühe Stufe der menschlichen Kulturentwicklung vertritt, läßt man in den Zuchthäusern elend verkommen."

[45]) Georg Friederici, Indianer und Anglo-Amerikaner. Braunschweig 1900 (mit reichen Literaturangaben). S. Dunbar, A history of travel in America, 4 Bände, Indianopolis 1915 (mit interessanten dokumentarischen Belegen. Besprechung in Petermanns Mitteilungen 1916, S. 311f.). Den zahlenmäßigen Rückgang der nordamerikanischen Indianer hat neuerdings James Mooney dargelegt (The aboriginal population of America North of Mexico, Washington 1928), wobei aber die offiziellen Zahlen der Indianerstämme zugrunde gelegt sind ohne Ausscheidung der in ihnen enthaltenen Mischlinge, Neger und Weißen.

Mooney hat das vielgestaltige Bild des Volksrückganges, das Friederici bietet, noch durch manche interessante Einzelheiten vervollständigt. So weist er auf die Schädigungen hin, die durch die 1690—1720 seitens der Engländer von Carolina veranstalteten Sklavenjagden in den Golfstaaten verursacht wurden. 1702 gaben die Chickasaw zu, daß sie für Sklavenhändler 2300 Choctaw getötet oder versklavt hatten unter eigenem Verlust von 800 Mann. Auf einer Streife töteten oder verkauften 1723 die Choctaw 400 Chickasaw an die Franzosen. Diese aber verkauften nach der Niederlage der Natchez 1731 500 Männer dieses Stammes in westindische Sklaverei. Die volkreichen Stämme Floridas schwanden im 18. Jahrhundert großenteils deshalb dahin, weil die Creeks von den Engländern Carolinas mit Feuerwaffen versorgt worden waren, während die spanische Regierung ihren Indianern dieselben vorenthielt (a. a. O. S. 7, vgl. ferner S. 11 — Zentralstaaten —, S. 19 — California —, S. 21: Apachen, S. 24: Irokesen im 17. Jahrhundert nach Erlangung von Gewehren).

[46]) Beiträge zum deutschen Bevölkerungsproblem (Sonderheft 5 zu „Wirtschaft und Statistik"). Berlin 1929 S. 11. Es geht aus den Angaben deutlich hervor, daß ein mehrjähriger weiterer Rückgang der Geburtenziffer uns eine zahlenmäßige Abnahme der Bevölkerung bringen würde.












UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122952267